Wegbereiterinnen der modernen Schweiz

Frauen, die die Freiheit lebten

Verena Parzer Epp und Claudia Wirz (Hrsg.)

avenir suisse

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Darum geht es

01 _ Das ist ein Buch über Macherinnen. Über Frauen, die sich die Freiheit genommen haben, trotz Widerständen und Widrigkeiten ihren eigenen Weg zu gehen. Mit ihrem Einsatz hat jede von ihnen in der Schweizer Gesellschaft von heute Spuren hinterlassen.

02 _ Heutige Frauen verdanken diesen Pionierinnen viel – nicht zuletzt die mittlerweile als selbstverständlich wahrgenommene Gleichberechtigung. Zugleich sind die Protagonistinnen dieses Buches eine Inspiration für einen liberalen Feminismus des 21. Jahrhunderts.

03 _ Die moderne Schweiz braucht einen Feminismus, der konsequent von der Freiheit her denkt und sich darauf beschränkt, die alten Zöpfe der Diskriminierung abzuschneiden. Nicht mehr und nicht weniger.

NZZ Libro

avenir suisse

Wegbereiterinnen der modernen Schweiz

Frauen, die die Freiheit lebten

Verena Parzer Epp und Claudia Wirz (Hrsg.)

Mit Beiträgen von Sibylle Egloff, Simone Hofer, Simon Hurst, Verena Parzer Epp, Lukas Rühli, Marco Salvi, Patrik Schellenbauer, Barbara Stolba, Susanne Stortz und Claudia Wirz sowie einem Vorwort von Gerhard Schwarz

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Verlag © 2014 Avenir Suisse und Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich

Herausgeber Verena Parzer Epp und Claudia Wirz
Gestaltung Irene Maier, n c ag, www.ncag.ch
Lektorat Regula Walser www.regulawalser.ch
Korrektorat n c ag, www.ncag.ch
Druckvorstufe n c ag, www.ncag.ch
Druck Kösel GmbH & Co. KG, www.koeselbuch.de
Zitierweise Parzer Epp Verena, Wirz Claudia:
Wegbereiterinnen der modernen Schweiz. (Zürich: Avenir Suisse
und Verlag Neue Zürcher Zeitung)

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten
Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags,
der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung,
der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und
der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben – auch
bei nur auszugsweiser Verwertung – vorbehalten. Zuwiderhandlungen
unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

www.nzz-libro.ch
NZZ Libro ist ein Imprint der Neuen Zürcher Zeitung

ISBN 978-3-03823-928-4

Dies ist ein Avenir-Suisse-Buch besonderer Art. Es geht auf einen ausserordentlichen Erfolg auf der Website von Avenir Suisse zurück. Diese wurde selten einmal so intensiv und so regelmässig besucht wie im Dezember 2013. Grund war der «Adventskalender», der jedes Jahr einem anderen Thema gewidmet ist. Diesmal präsentierte er 24 Porträts von Schweizerinnen, die zu Wegbereiterinnen der Moderne wurden, vor allem für die Frauen, aber keineswegs nur für sie, denn durch die Stärkung der Rechte der Frauen wurde die Schweiz auch für die Männer moderner – und lebenswerter.

Durch die Stärkung der Rechte der Frauen wurde die Schweiz auch für die Männer moderner – und lebenswerter.

Ob die Popularität des Adventskalenders am Thema lag, ob an der Tatsache, dass es ein für Avenir Suisse eher ungewöhnliches Projekt war oder aber daran, dass die Auswahl der Frauen zum Teil eher überraschte, lässt sich schwer sagen. Der Schwerpunkt der Porträts lag jedenfalls nicht bei den «usual suspects», bei den Frauen, die sich auf der politischen Ebene für die Rechte der Frauen, etwa das Frauenstimmrecht, eingesetzt und dadurch einige Bekanntheit erlangt haben, obwohl auch sie in der Auswahl nicht fehlen. Aber wenn Frauen heute ein selbstbewusstes, gleichberechtigtes Leben führen können, ist das nicht zuletzt all jenen

Frauen zu verdanken, die das, was heute (fast) selbstverständlich ist, erstmals vorgelebt haben. All die Frauen, die als Unternehmerinnen und Forscherinnen, Juristinnen und Künstlerinnen, Politikerinnen und Sportlerinnen, Journalistinnen und Macherinnen in vermeintliche Männerdomänen einbrachen, brauchten unternehmerischen Elan, Frustrationstoleranz und viel Mut. Das hatten sie – und haben damit enorm viel bewegt.

Mit der bewusst etwas anderen Zusammenstellung von Pionierinnen der Moderne, die oft aus einem bürgerlichen Milieu stammten, sollte aber auch zum Ausdruck gebracht werden, dass der Wunsch nach rechtlicher und politischer Gleichstellung und Selbstbestimmung der Frauen kein genuin sozialistisches Anliegen ist, auch wenn man gelegentlich den Eindruck erhält, es sei von der Linken gepachtet worden. Vielmehr darf man daran erinnern, dass der wohl wichtigste Klassiker der modernen Frauenrechtsbewegung, «A Vindication of the Rights of Woman» von Mary Wollstonecraft, den sie 1792 als Antwort auf die ihrer Ansicht nach zu sehr auf die Männer ausgerichtete Erklärung der Menschenrechte der Französischen Revolution publizierte, ganz in der individualistischen Naturrechtslehre der Aufklärung wurzelt. Es gibt also seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine Frauenrechtsbewegung, die sich im Einklang mit liberalen Vorstellungen von Gesellschaft und Wirtschaft befindet. Dieser liberale Feminismus lässt sich durch das Anliegen gleicher Rechte nicht zu

Der Wunsch nach rechtlicher und politischer Gleichstellung und Selbstbestimmung der Frauen ist kein genuin sozialistisches Anliegen.

einem Streben nach gleichen Resultaten verleiten, das dann fast unweigerlich auf den Irrweg der «positiven Diskriminierung», der Frauenquoten und der Umverteilung führt. Liberale werden Frauen niemals auf ein bestimmtes Rollenmodell fixieren, sondern auch in diesem Bereich auf Vielfalt setzen, die zu vielen Unterschieden führt, also trotz – oder vielleicht eher: wegen – gleicher Rechte zu unterschiedlichen Resultaten.

Liberale werden Frauen niemals auf ein bestimmtes Rollenmodell fixieren, sondern auch in diesem Bereich auf Vielfalt setzen.

Der Erfolg der Frauen-Porträts im Internet fiel auch dem Verlagsleiter von NZZ Libro, Hans-Peter Thür, auf. Er bat daher die beiden Projektleiterinnen, Verena Parzer Epp, Verantwortliche für die Online-Kommunikation von Avenir Suisse, und NZZ-Journalistin Claudia Wirz, aus dem «Adventskalender» doch ein Buch zu machen. Das haben sie mit grosser Begeisterung getan. Sie haben dabei nicht nur die der Hektik des Mediums Internet geschuldeten kleineren Unstimmigkeiten ausgemerzt, sondern vor allem die Chance genutzt, dass sie für das Buch nicht auf genau 24 Porträts limitiert waren. Das ermöglichte es ihnen, die Auswahl durch mehrere Porträts zumal aus der Romandie zu ergänzen.

Entstanden ist ein schön gestaltetes, informatives Buch, das viel Lesevergnügen bereitet. Es enthält daneben aber eine wichtige Botschaft: John Stuart Mills Binsenwahrheit «Die Menschen gewinnen mehr dadurch, dass sie einander gestatten, so zu leben, wie es ihnen richtig erscheint, als wenn sie jeden zwingen, nach dem Belieben der übrigen

zu leben» (On Liberty), ist gerade auch mit Blick auf die Frauenrechtsbewegung mit aller Deutlichkeit in Erinnerung zu rufen. Die Porträts zeigen nämlich, dass Frauen unterschiedlichster politischer Orientierung und mit sehr vielfältigen Lebensentwürfen zur Entstehung der Moderne beigetragen haben. Das bringt auch die kleine Fotoserie über Frauen in der Schweiz des 21. Jahrhunderts zum Ausdruck, die eine Brücke zur Gegenwart und Zukunft schlägt und das Buch abschliesst. Sie zeigt zum einen, wie vielfältig die Betätigungsfelder sind, die den Frauen von heute fast selbstverständlich offenstehen, aber sie macht zum andern auch deutlich, dass sich die Chancen den Menschen heute wie damals nicht aufdrängen, sondern dass sie erkannt und ergriffen werden müssen.

Frauen unterschiedlichster politischer Orientierung und mit sehr vielfältigen Lebensentwürfen haben zur Entstehung der Moderne beigetragen.

Gerhard Schwarz
Direktor von Avenir Suisse

Inhalt

Einleitung _ 11

Lily Abegg – *Unsere Frau in Fernost* _ 21

Ursula Andress – *Dem Meer entstiegen* _ 25

Verena Conzett – *Die rote Unternehmerin* _ 29

Marie Dentière – *Eine unbequeme Schwester im Geiste* _ 35

Anna-Joséphine Dufour-Onofrio – *Feines Tuch und weisse Tücher* _ 39

Regula Engel-Egli – *Napoleons Amazone* _ 43

Elisabeth Feller – *Eine Patronne wie aus dem Bilderbuch* _ 47

Augusta Gillabert-Randin – *Pionierin auf der Heimatscholle* _ 51

Marthe Gosteli – *Das Gedächtnis der Schweizer Frauen* _ 57

Marie Grosholtz – *Eine Karriere in Wachs* _ 61

Gertrud Haemmerli-Schindler – *Eine feministische Helvetia* _ 65

Marie Heim-Vögtlin – *Ein skandalöser Berufswunsch* _ 71

Elise Honegger – *Eine republikanische Verlegerin* _ 77

Angelika Kauffmann – *Malerin der oberen Zehntausend* _ 81

Emilie Kempin-Spyri – *Juristin ohne Recht* _ 87

Marion van Laer-Uhlmann – *Grosses Herz und viel PS* _ 93

Gertrud Lutz-Fankhauser – *Ein zupackender Engel* _ 97

Gilberte Montavon – *Ikone der Geistigen Landesverteidigung* _ 101

Anna Mürset – *Die Berufe-Erfinderin* _ 105

Suzanne Necker-Curchod – *Die Salonière von Paris* _ 109

Iris von Roten – *Ungeliebte Visionärin* _ 113

Flora Ruchat-Roncati – *Poetin des Betons* _ 117

Meta von Salis – *Frauenrechtlerin der ersten Stunde* _ 123

Heidi Schelbert-Syfrig – *Herrin der Zahlen und Berge* _ 129

Emma Stämpfli-Studer – *Die Mutter der Krippe* _ 133

Sophie Taeuber-Arp – *Von Appenzell nach Paris* _ 139

Anna Tumarkin – *Die Gelehrte, die aus dem Osten kam* _ 143

Aline Valangin – *Der Freiheit verpflichtet* _ 147

Elisabeth von Wetzikon – *Die Hohe Frau* _ 153

Pauline Zimmerli-Bäurlin – *Ein Unterhemd für Silvester Stallone* _ 159

Else Züblin-Spiller – *Gute Kost ohne Promille* _ 163

Frauen in der modernen Schweiz _ 167

Anhang _ 183

Was Männer über Frauen sagten _ *33, 55, 69, 75, 91, 127, 137, 151, 157*

Einleitung

Von der Pflicht, sich die Freiheit zu nehmen und etwas daraus zu machen

Von der Pflicht, sich die Freiheit zu nehmen und etwas daraus zu machen

Die Frauen von heute verdanken diesen Pionierinnen die in unserem Kulturkreis mittlerweile als selbstverständlich wahrgenommene Gleichberechtigung.

Dies ist ein Buch über Macherinnen. Über Frauen, die sich die Freiheit genommen haben, trotz Widerständen und Widrigkeiten ihren eigenen Weg zu gehen. Mit ihrem Einsatz hat jede von ihnen Spuren hinterlassen und in der Gesellschaft Veränderungen durchgesetzt, die bis heute nachwirken. Die Frauen von heute verdanken diesen Pionierinnen die in unserem Kulturkreis mittlerweile als selbstverständlich wahrgenommene Gleichberechtigung, in der Politik, im Beruf, in der Bildung, in der Kunst und zum Teil auch in den Kirchen. In der modernen Schweiz mit ihrer direkten Demokratie kommt diesen Entschlossenen eine ganz besondere Rolle zu. Der eidgenössische Weg zum Frauenstimmrecht war ein längerer als im Ausland, wo dieses von oben eingeführt wurde. Es spricht für die Exponentinnen dieser «grössten unblutigen Freiheitsbewegung», um Marthe Gosteli, die Gründerin des Archivs für die Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung, zu zitieren, dass sie ihre Anliegen mit aller Geduld, die ihnen von den Männern abverlangt worden war, letztlich mit klugen Argumenten durchgesetzt haben.

Die in diesem Band vorgestellten Frauen, die eine Zeitspanne von fast 750 Jahren abdecken, haben alle an der Geschichte der Schweiz in irgendeiner Weise mitgeschrieben. Trotzdem werden sie oft vergessen. Denn die Geschichtsschreibung neigt dazu, bestehende Wahrnehmungen fortzu-

schreiben. Folglich kann es nicht verwundern, dass sich die Geschichtsschreibung in einer Welt, in der über Jahrhunderte hauptsächlich Männer sichtbar waren und auch weitgehend dominierten, kaum für Frauen interessierte. Dementsprechend ist in den Schulbüchern vor allem von den grossen Taten der Männer die Rede. Wie sollte es anders sein in einer Gesellschaftsordnung, in der Frauen als weniger wichtig galten und öffentlich kaum sichtbar waren! Die moderne Geschlechterforschung hat dieses Manko bisher nicht hinreichend behoben; ihr Hauptinteresse gilt nämlich nicht der Geschichte und schon gar nicht jener von «bürgerlichen» Pionierinnen, die ihr Streben nach Selbstbestimmung, Mitbestimmung und Gestaltungsmöglichkeiten über den engeren Kreis der Familie hinaus aus liberalen Überzeugungen und Überlegungen ableiteten.

Dieser Band zeigt: Frauen sind oft sehr viel mehr gewesen als stille Statistinnen in der Männergeschichte. Marie Dentière etwa hat an der Seite von Calvin die Genfer Reformation massgeblich mitgeprägt. Ihr frühfeministisches Ideal einer Gleichberechtigung der Frauen in der Religion sollte sich zu ihrer Lebzeit zwar nicht erfüllen, ist aber heute, Jahrhunderte später, in ihrer Kirche eine Selbstverständlichkeit. Elisabeth Feller und Verena Conzett profilierten sich als verantwortungsvolle Unternehmerinnen und standen – als Folge persönlicher Schicksalsschläge – erfolgreich «ihren Mann». Marion van Laer-Uhlmann rettete als Rotkreuz-Fahrerin im Zweiten Weltkrieg

In den Schulbüchern ist vor allem von den grossen Taten der Männer die Rede.

Kriegsversehrte. Marie Heim-Vögtlin bahnte den Schweizerinnen den Weg zum Medizinstudium. Er sollte ebenso steinig wie erfolgreich werden. Meta von Salis schrieb als eine der ersten Schweizerinnen mit spitzer Feder gegen die rechtliche Diskriminierung der Frauen an – und musste dafür erhebliche persönliche Nachteile in Kauf nehmen. Gertrud Lutz' Verdienste um die Rettung Tausender ungarischer Juden verblassen angesichts des Nimbus ihres Gatten Carl; sie wird von der Geschichtsschreibung – von wenigen Ausnahmen abgesehen – konsequent ignoriert. Gilberte de Gourgenay wiederum verkörperte zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung und darüber hinaus wie kaum eine zweite Schweizer Persönlichkeit die «Willensnation».

Weil es ohne Geschichte keine Zukunft gibt, sind historische Vorgänge und Vorbilder für die Gegenwart wichtig. Allzu leicht geht heute ob all der Entfaltungsmöglichkeiten in der postmodernen, «gerechten» Gesellschaft das Bewusstsein dafür verloren, dass Gleichberechtigung die längste Zeit alles andere als selbstverständlich gewesen ist. Schmerzlich musste Emilie Kempin-Spyri zusehen, wie sie alles verlor, weil sie ihren Traum, Anwältin zu sein, verwirklichen wollte. Während die Frauen ihrer Zeit dafür kämpfen mussten, einen «männlichen» Beruf ergreifen zu dürfen, stellt sich die Situation heute genau umgekehrt dar. Wegen des Fachkräftemangels einerseits und dem weit verbreiteten Anliegen der Frauenförderung anderseits werden allenthalben Anstrengungen unternommen,

Die Gleichberechtigung ist die längste Zeit alles andere als selbstverständlich gewesen.

Frauen für vermeintliche Männerberufe zu gewinnen und ihnen den Weg in Spitzenpositionen zu erleichtern. Der Staat, der einst die Frauen behinderte, versteht sich heute als ihr Förderer. Aber nicht nur Politik und Verwaltung haben sich Frauenförderung auf die Fahnen geschrieben, sondern ebenso Universitäten, Unternehmen oder Verbände – bis hin zur Fixierung verbindlicher Frauenquoten in Geschäftsleitungen oder Verwaltungsräten.

Mit solchen Zwangsmassnahmen hat der Feminismus sein Wesen von Grund auf verändert. Er ist mittlerweile «verstaatlicht» bzw. vom Establishment vereinnahmt worden. Seine Ursprünge aber sind ganz anderer Natur. Er ist ein Kind der Freiheit, geboren während der Französischen Revolution als klassische Emanzipationsbewegung, also als Bewegung der Basis gegen die bevormundende Obrigkeit. Olympe de Gouges war die Erste, die den Begriff Feminismus verwendete und aus der Deklaration der Menschenrechte die Gleichberechtigung der Frauen ableitete. Die Aufklärung, dieses «Jahrhundert der Vernunft», war dafür noch nicht reif und schickte die Mutter dieser Idee – nicht nur, aber auch deswegen – unter die Guillotine.

Der Feminismus heutiger Prägung läuft mit seinem ideologischen und planwirtschaftlichen Duktus Gefahr, zur manipulierenden Gender-Bürokratie zu mutieren, die mit Freiheit nicht sehr viel am Hut hat. Es geht nicht mehr darum, dass alle, Frauen ebenso wie Männer, nach ihrer Fasson glücklich werden sollen. Es geht heute um politische Kor-

Der Feminismus heutiger Prägung läuft mit seinem ideologischen Duktus Gefahr, zur manipulierenden Gender-Bürokratie zu mutieren.

rektheit, und es geht vor allem um die Propagierung eines erwünschten «modernen» Lebensstils. Staatlich propagierter Feminismus ist nicht wertfrei, und er erzeugt einen mächtigen Konformitätsdruck. Auf diese Weise schafft er neue Arten der Diskriminierung und der Bevormundung.

Der Blick zurück zu den freiheitlichen Ursprüngen der Frauenemanzipation ist wichtig.

Gerade deshalb ist der Blick zurück zu den freiheitlichen Ursprüngen der Frauenemanzipation so wichtig. Die Protagonistinnen dieses Bandes sind eine Inspiration für einen liberalen Feminismus des 21. Jahrhunderts: Er lässt den freiheitlichen Feminismus nicht in wohlfahrtsstaatlichen Interventionismus kippen, er schafft geschlechtsspezifische Privilegien jeglicher Prägung ab und lässt sie nicht – etwa in Gestalt von Frauenquoten – mit umgekehrten Vorzeichen wieder auferstehen, und er akzeptiert keine gesetzlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau, auch nicht in Bezug auf Rentenalter oder Dienstpflicht.

Über Jahrhunderte wurden viele Menschen davon abgehalten, ihren Weg zu gehen – einzig aus dem Grund, dass sie einer bestimmten sozialen Gruppe angehörten. Würden Frauenquoten jetzt Realität, müssten konsequenterweise auch Behindertenquoten und Quoten für Sprachgruppen oder Religionsgemeinschaften eingeführt werden. Eine «politisch korrekte» Welt ist eine sehr komplizierte Welt, aber keineswegs eine besonders gerechte und schon gar nicht eine dynamische, fortschrittliche Welt. Viel mehr Potenzial eröffnet sich einer Gesellschaft, wenn alle ihre Chance bekommen.

Ein zweites, nicht minder wichtiges Argument gegen staatliche Frauenquoten ist, dass sie Kind einer von hierarchischem Denken geprägten Werthaltung sind. Statt Hierarchien und Statusdenken sollten in einer offenen Gesellschaft Selbstbestimmung und soziale Durchlässigkeit im Vordergrund stehen – nach oben wie nach unten, für Männer wie für Frauen. Dass die Leistungsfähigeren immer eine besondere Verantwortung gegenüber den schwächeren Gliedern der Gesellschaft haben, ist selbstredend. Viele der in diesem Buch porträtierten Persönlichkeiten waren ausgesprochen sozial gesinnt. Anna-Joséphine Dufour-Onofrio gründete bereits im 19. Jahrhundert eine Krankenkasse und eine Pensionskasse für ihre Arbeiter. Gertrud Haemmerli-Schindler widmete quasi ihr ganzes Leben kriegsversehrten Kindern und Frauen in Notlagen.

Wollen wir wirklich aus der Vergangenheit lernen, braucht es einen Feminismus, der konsequent von der Freiheit her denkt und sich darauf beschränkt, die alten Zöpfe der Diskriminierung abzuschneiden. Von denen gibt es in der Schweiz durchaus noch zu viele. In ökonomischer Hinsicht wäre etwa beim Steuersystem anzusetzen. Heute ist es so gestaltet, dass verheiratete Frauen wegen der gemeinsamen Veranlagung von Ehepaaren wenig Anreize haben, sich beruflich zu engagieren, da der Zweitverdiener steuerlich überproportional belastet wird – umso mehr, je grösser der Einkommensunterschied zwischen den beiden Ehepartnern ist. Eine Frau, die «dazu verdient», muss die

Wollen wir wirklich aus der Vergangenheit lernen, braucht es einen Feminismus, der konsequent von der Freiheit her denkt.

höhere Steuerprogression des Partners «übernehmen». Eine berufliche Tätigkeit lohnt sich für die Frauen häufig nur insofern, als sie dadurch flexibler auf die Unwägbarkeiten des Lebens reagieren können. Die gemeinsame steuerliche Veranlagung erscheint dort sinnvoll und sachgerecht, wo weitgehend das traditionelle Familienmodell gelebt wird. Sie bestraft aber Frauen, die ihre Ausbildung amortisieren und dies mit Ehe und Familie verbinden möchten. Eine andere Baustelle ist das Schulsystem. Grundsätzlich ist die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht Aufgabe des Staates. Aber dieser sollte sie zumindest nicht erschweren. Avenir Suisse hat deshalb schon vor vielen Jahren für Blockzeiten und Tagesschulen plädiert. Und Arbeitgeber handelten letztlich in ihrem eigenen Interesse, wenn sie wo immer möglich flexible Arbeitszeitmodelle praktizierten, Home-Office erlaubten und für Unternehmenskrippen sorgten. Wenn die Schweiz in der Zukunft erfolgreich bleiben will, muss sie ihr ganzes Potenzial, auch das der Frauen, voll ausschöpfen.

Die gemeinsame steuerliche Veranlagung straft Frauen, die ihre Ausbildung amortisieren möchten.

Gleichzeitig ist vor einer Ökonomisierung der «Frauenfrage» zu warnen, denn diese ist nicht ökonomischen, sondern kulturellen Ursprungs. Und geht es um Kultur, ist ein langer Atem gefragt. Das zeigen etwa auch die für diese Publikation zusammengetragenen Zitate von Männern über Frauen. Einige davon stehen aus moderner Perspektive völlig schief in der Landschaft, andere bringen uns zum Lachen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie über Jahrhunderte gewachsene Haltungen spiegeln,

die – ob wir wollen oder nicht – zumindest in unserem Unterbewusstsein heute noch mitschwingen.

Frauen tun sich selbst etwas Gutes, wenn sie allfälligen Vorurteilen mit Selbstbewusstsein und der nötigen Prise Humor begegnen. Mit gutem Grund zeichnete der Philosoph Fernand Braudel das Bild von einer «langsam fliessenden Geschichte». Die Definition, was «männlich» und was «weiblich» ist, wird sich in Zukunft noch mehrfach in die eine oder andere Richtung verschieben. Wir können diese Entwicklung beeinflussen, indem wir bei uns beginnen, bei dem, was wir (vor)leben. Nützen würde den Frauen des 21. Jahrhunderts auch, wenn sich eine Männerbewegung entwickelte, die sich selbstkritisch und selbstbewusst mit der Rolle des «starken Geschlechts» auseinandersetzte. Emanzipierte Frauen brauchen emanzipierte Männer.

Nützen würde den Frauen des 21. Jahrhunderts, wenn sich eine Männerbewegung entwickelte, die sich mit der Rolle des «starken Geschlechts» auseinandersetzte.

Nicht zuletzt könnten Frauen von den Männern auch viel lernen – und ihnen einiges nachtun, zum Beispiel in Bezug auf «Netzwerken» oder «selbstbewusstes Auftreten». Alle Freiheit, auch die in den letzten Jahrzehnten gewonnene Freiheit der Frauen, ist eben nie nur ein Recht, sondern zugleich immer auch eine Pflicht, die Pflicht, sich die Freiheit zu nehmen und selber etwas daraus zu machen und sein eigenes Potenzial in der Gesellschaft einzubringen. Genau das haben die hier Porträtierten in geradezu vorbildlicher Weise getan.

Verena Parzer Epp und Claudia Wirz

Peter Lang

Lily Abegg (1901 – 1974)

Unsere Frau in Fernost

Claudia Wirz

«Der Ferne Osten, Japan vor allem, war ihr Schicksal. Verständnis für diese Welt zu wecken, war ihre Mission.» So fasst ein Redner an der Trauerfeier von Lily Abegg das Wirken der leidenschaftlichen Journalistin und Buchautorin zusammen. Ganz plötzlich ist die stets von jugendlichem Elan beflügelte, nimmermüde Asienkennerin bei einem Ferienaufenthalt im Engadin verstorben. Kurz vorher noch ist ihr letztes Buch *Japans Traum vom Musterland* erschienen, ein Resümee ihrer gesammelten Erfahrungen in Japan, wo sie viele Jahre ihres Lebens verbracht hat.

Bild von einer Reise in die Volksrepublik China: beim Nudelverkäufer in einer Grossstadt

Lily Abeggs Leben ist abenteuerlich. In Yokohama verbringt die Tochter des Zürcher Seidenkaufmanns Hans Abegg und dessen deutscher Frau Elsa Klara die gesamte Kindheit. Nach einem Abstecher nach Europa, wo sie ihr Studium absolviert, geht sie zurück in das Land ihrer Kindheit, diesmal in der Eigenschaft als Journalistin. 1936 wird sie Korrespondentin der *Frankfurter Zeitung*, ein Posten, den sie bis zum Ausbruch des Pazifischen Kriegs 1940 innehat. Die gesamte Kriegszeit verbringt Lily Abegg in Japan, unterbrochen von Reisen zu den Schlachtfeldern Chinas, wo sie über den japanischen Einmarsch in Nanjing rapportiert.

Nach dem Krieg steht die Journalistin unter dem Verdacht, «Achsenpropaganda» verbreitet zu haben, und sie kommt in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Das Ganze stellt sich als Irrtum heraus, als bekannt wird, dass Lily Abegg eine Schweizerin ist, wie die *Neue Zürcher Zeitung* berichtet. Nach

Gosteli-Stiftung

Zu Hause in Tokio

einem Gastspiel bei der *Weltwoche* ist sie von 1954 bis 1964 für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* abermals in Japan und bleibt dieser Zeitung auch später als Ostasien-Beraterin erhalten.

Lily Abegg ist eine «Orientalistin» alter Schule. Ihre Bücher über Asien sind nicht «wissenschaftlich», sondern von persönlichen Begegnungen inspiriert. Die Autorin kritisiert einerseits den Eurozentrismus, lehnt andererseits aber auch schwärmerische Asienliebhabereien ab, die mehr auf Mythen und Legenden als auf solider Kenntnis beruhen. Eurozentrisch ist aber auch sie bis zu einem gewissen Grad. So empfindet sie ihre mangelhafte Kenntnis der japanischen Sprache und Schrift offenbar nicht als Hindernis, um als Japanverständige zu gelten. Japanische Zeitungen kann sie nur lesen, wenn sie in Englisch sind. Japanische Primärquellen bleiben ihr weitgehend verschlossen. Zweifellos aber prägt sie das Asienbild ihrer Zeitgenossen, insbesondere im deutschsprachigen Raum, wie kaum jemand der damaligen schreibenden Zunft. Ihr 1949 zum ersten Mal erschienenes Buch *Ostasien denkt anders* wird im Nu mit dem Ehrentitel «Standardwerk» geadelt.

Keystone

Ursula Andress (*1936)

Dem Meer entstiegen

Barbara Stolba

Ursula Andress (rechts) und ihre Schwester Katharina

Was wäre James Bond ohne sie. Im Ur-Bond *Dr. No* aus dem Jahr 1962 taucht sie aus den wogenden Wellen auf, die Venus aus Ostermundigen. Geschmeidig entsteigt sie im Bikini den Wogen, eine Muschel in jeder Hand. Eigentlich ist das undenkbar zu dieser Zeit, zu viel unbedeckte Haut in einem Film. Sie kleidet es. Als erstes Bond-Girl wird Ursula Andress 2006 auch zum besten aller Zeiten erkoren. Das Meitschi aus dem Bernbiet ist eine Filmikone ohne divenhafte Nebengeräusche. Es sind die Neugier und die Liebe, die sie immer wieder zu neuen Ufern aufbrechen lassen.

Am 19. März 1936 kommt Ursula Andress zur Welt. Sie wächst mit ihren Geschwistern beim Grossvater auf, der eine Gärtnerei in Ostermundigen betreibt. Mit 17 Jahren verliebt sie sich in den Schauspieler Daniel Gélin und folgt ihm nach Paris. Hier nimmt sie Schauspiel-, Tanz- und Englischunterricht. Später arbeitet sie als Mannequin in Rom, wo sie Marlon Brando kennenlernt. Er soll ihr zur Schauspielerei geraten haben. Ihre erste Filmrolle erhält Ursula Andress 1955, dann kommt der Ruf aus Hollywood. Der Erfolg lässt zuerst auf sich warten, aber nach *Dr. No* liegt ihr die Welt zu Füssen. Sie lernt die berühmtesten Schauspieler kennen – und einige davon auch lieben: James Dean, Sean Connery oder Jean-Paul Belmondo. Sie heiratet John Derek, mit dem sie bis an sein Lebensende eng verbunden bleibt. Ihr gemeinsamer Sohn mit Harry Hamlin kommt 1980 zur Welt. «Ich hatte in meinem Leben viele grosse Lieben.

Auf einem Ausflug mit ihrer Mutter in den Meiringer Bergen

Und bei jeder glaubte ich, sie sei für ewig», sagt sie einmal.

Ursula Andress hat sich beruflich nicht anbinden lassen. In Hollywood ist es damals üblich, sich für mindestens sieben Jahre bei der jeweiligen Filmfirma, in ihrem Fall Paramount, zu verpflichten. Während die meisten ihrer Schauspielerfreunde alles aufgeben, um sich den Traum von einer Hollywood-Karriere zu erfüllen, kauft sie ihren Paramount-Vertrag zurück. Die Freiheit ist ihr das höchste Gut.

In der Schweiz wird «Ursi National» bis heute gefeiert. Sie hat in über 30 Kinofilmen mitgewirkt, mit den Grössten der Filmgeschichte zusammengearbeitet und vor den Linsen der begehrtesten Fotografen der Welt gestanden. Ihr letztes kurzes Gastspiel auf der Leinwand hat sie 2005 gegeben. Heute lebt sie auf einem Anwesen nahe Rom, das sie, die kundige Gärtnerin, eigenhändig bestellt, bepflanzt und bewässert. Unkonventionell ist sie geblieben: Sie teilt ihr Haus mit einer Boa. Den Starrummel vermisst sie laut eigenen Angaben kein bisschen. Ob sie sich die neuen Bond-Abenteuer dennoch anschaut? «Vielleicht. Zumindest könnte ein Titel ein Motto von mir sein: Stirb an einem anderen Tag. Für heute habe ich noch zu viel vor.»

Ursula Andress mit ihrem Sohn Dimitri in Ostermundigen

Conzett Verlag

Verena Conzett (1861 – 1947)

Die rote Unternehmerin

Marco Salvi

Verena Conzett als junge Frau

Fabrikgebäude am unteren Mühlensteg in Zürich, um 1900

Als Verena Conzett 1931 in der Zürcher Tonhalle ihren 70. Geburtstag feiert, ist sie Buchverlegerin, hat mehrere Zeitschriften gegründet und führt eine florierende Druckerei mit 430 Mitarbeitern. Der Weg dahin war aber alles andere als einfach.

Ihre frühen Lebensjahre erinnern eher an einen Dickens-Roman. Als ihr Vater an grauem Star erkrankt, verliert er die Stelle. Die Familie ist auf jeden Zustupf angewiesen und schickt die erst 13-jährige Verena in die Fabrik. Als Gehilfin in einer Wollfärberei tritt sie ihre erste Stelle an, am unteren Mühlesteg, in einem auf Pfählen gebauten Fabrikquartier über der Limmat in Zürich. Die Arbeitsbedingungen – Zwölfstundentag, Sechstagewoche – entsprechen aus heutiger Sicht jenen eines Entwicklungslandes. Ebenso harsch sind die Lebensbedingungen in den Arbeitervierteln, wo jedes vierte Kind im ersten Lebensjahr stirbt.

Die junge Frau und Fabrikarbeiterin macht zwei entscheidende Begegnungen: mit der Arbeiterbewegung und mit Conrad Conzett, Drucker und Herausgeber des in Deutschland verbotenen *Sozialdemokraten*. Die beiden heiraten, und aus Verena Knecht wird Verena Conzett. Der erste Schicksalsschlag lässt nicht lange auf sich warten: 1885 erliegt Tochter Margrit noch als Säugling dem Typhus.

Verena Conzett steigt in das Verlagswesen ihres Gatten ein. Schnell wird aus ihr eine Vorkämpferin für Frauen-Gewerkschaften. Die Conzetts avan-

cieren zum Power-Couple der Schweizer Linken: er als Präsident des Gewerkschaftsbundes (SGB), sie ab 1890 als «Secretärin des Centralvorstands schweizerischer Arbeiterinnenvereine» (SAV). Sogar unter Gleichgesinnten ist Gleichberechtigung keine Selbstverständlichkeit. So verlangt die Gewerkschaft der Typographen wiederholt das Verbot der Frauenarbeit in der Branche.

Die Conzetts lancieren ein neues Familienblatt, den *Zürcher Anzeiger*. Doch ab 1894 macht ihnen eine Gratiszeitung, der *Tages Anzeiger*, den Markt strittig. Zeitgleich überwirft sich Conrad mit dem SGB und tritt aus dessen Vorstand zurück. Das kostet den Familienbetrieb viele Aufträge. Depressiv und verschuldet nimmt sich Conrad Conzett 1897 das Leben.

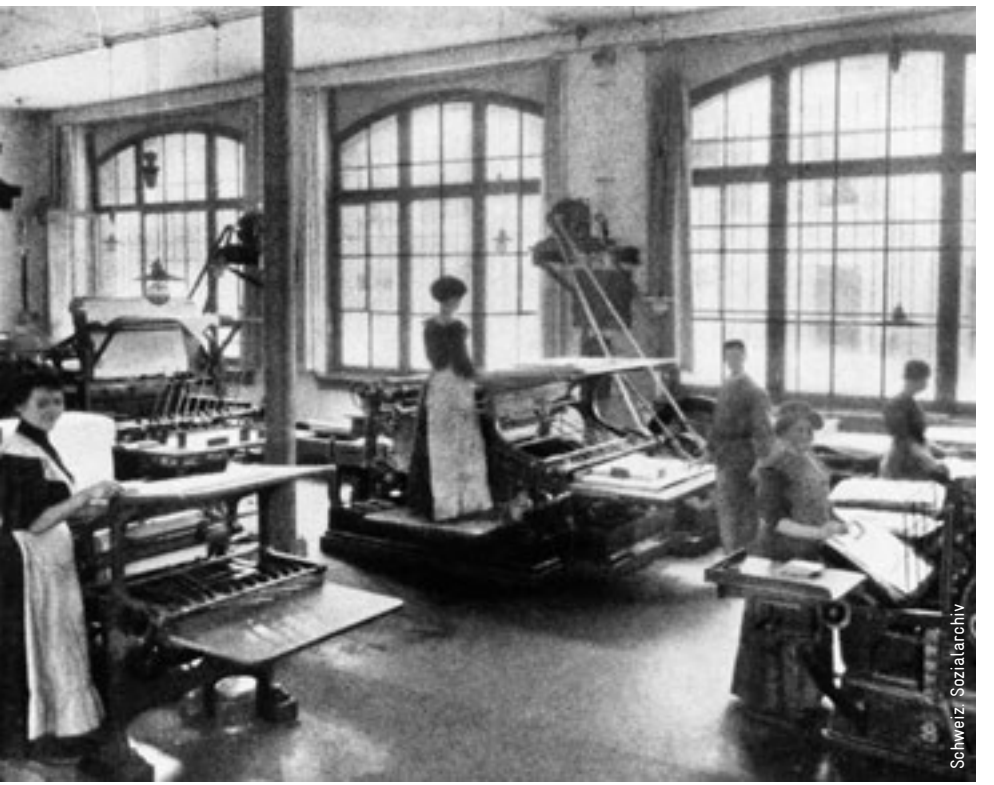
Conrad Conzett

Seine Frau muss nochmals von vorn anfangen. Dem Konkurs entkommt sie vorerst nur knapp, weil sie – Ironie des Schicksals – vom Betreibungsamt einen grossen Druckauftrag erhält. Der Befreiungsschlag erfolgt schliesslich durch eine neue Geschäftsidee: Verena Conzett koppelt das Abonnement für den *Zürcher Anzeiger* mit einer Unfallversicherung. 1908 lanciert sie mit ihrem neuen Associé, dem Rechtsanwalt Emil Huber, die Familienzeitschrift *In freien Stunden*. Die Publikation stösst auf Anhieb auf grosses Echo – und erntet entsprechende Gewinne. Es bringt der Unternehmerin aber auch viel Misstrauen unter den Genossinnen ein: Wäre für eine echte Sozialistin nicht eine Genossenschaft angebrachter? Sie tritt aus

dem Arbeiterinnenverein aus, bleibt der SP aber als Mitglied treu.

Es folgen weitere Innovationen, Akquisitionen und Schicksalsschläge. 1918 verliert sie beide Söhne in nur einer Woche an die Spanische Grippe und muss die operative Leitung ihres Betriebes wieder übernehmen. Doch auch diese Krise wird sie meistern. In den 1920er-Jahren vervierfacht sich die Belegschaft der Conzett & Huber AG. 1929 erscheint Verena Conzetts Autobiografie *Erstrebtes und Erlebtes*. Sie hat viel zu erzählen.

Frauen in einer Druckerei



Schweiz. Sozialarchiv

Was Männer über Frauen sagten:

«Ratsam ist und bleibt es immer / Für ein junges Frauenzimmer / Einen Mann sich zu erwählen / Und womöglich zu vermählen.»

Wilhelm Busch

«Man soll nur schöne Frauen heiraten. Sonst hat man keine Aussicht, sie wieder loszuwerden.»

Rod Stewart

«Richtig verheiratet ist der Mann erst dann, wenn er jedes Wort versteht, das seine Frau nicht gesagt hat.»

Alfred Hitchcock

Atelier Roger Pfund

Marie Dentière (1495 – 1561)

Eine unbequeme Schwester im Geiste

Claudia Wirz

1535 kommt sie von Aigle nach Genf, um die Nonnen zu überzeugen, aus dem Kloster auszutreten, sich einen Mann zu nehmen und Kinder zu bekommen. Sie selbst hat es vorgemacht. Bereits zum zweiten Mal ist die ehemalige Priorin eines belgischen Augustinerinnenklosters mit einem reformierten Priester verheiratet. Aber heiraten und Mutter werden ist der Verwegenen nicht genug. Sie will die frohe Botschaft des «Wahren Glaubens» verkünden. Marie Dentière, geboren um 1495 in Tournai, ist beflügelt vom Geiste der Reformation, getrieben vom lutherischen Glaubenssatz vom Priestertum aller Gläubigen.

Von Marie Dentière ist kein Bild erhalten. Dieses imaginäre Porträt wurde 2009 für eine Ausstellung angefertigt.

Denkt man ihre Vision konsequent zu Ende, dann fordert sie das Priesteramt für Frauen; wahrhaftig ein feministisches Postulat avant la lettre. Es sollte noch Jahrhunderte dauern, bis die evangelische Welt so weit ist. Selten sind sich die Kirchenmänner aus Marie Dentières Zeit so einig wie in diesem Punkt: Frauen haben in der Kirche nichts, aber auch gar nichts zu sagen. Das sieht die Reformation gleich wie der Papst. «Lasset eure Weiber schweigen in der Gemeinde; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, dass sie reden, sondern sie sollen Untertan sein, wie auch das Gesetz sagt», übersetzt Luther das paulinische Schweigegebot.

Marie Dentière, hochgebildet und überaus bibelfest, versteht nicht, warum Frauen nicht reden sollen. Schliesslich gibt es in der Bibel zahlreiche Frauen, die sich als würdige Botschafterinnen des

göttlichen Wortes erweisen. «Gibt es denn zwei Evangelien – eines für Männer und eines für Frauen?», quittiert sie die Anwürfe ihrer Gegner. Überzeugen kann sie sie nicht. Nur ihr Mann, der bedeutende Reformator Antoine Froment, steht kompromisslos hinter ihr.

Weil Marie Dentière nicht reden darf, schreibt sie. Ihr erstes Werk – eine Genfer Chronik – erscheint unter einem Pseudonym. In schonungsloser Sprache geisselt sie den Materialismus und sittlichen Verfall der katholischen Geistlichkeit und den politischen Einfluss des katholischen Hauses Savoyen in Genf. Die Freiheit der Genfer ist ihr wichtig. Später, in einem «Sendeschreiben» an die Königin von Navarra, die sich für die turbulenten Geschehnisse in Genf interessiert, erklärt Marie Dentière in «feministischem» und antiklerikalem Ton, warum Calvin aus der Stadt verjagt worden ist und warum Frauen sich mit Fragen des Glaubens auseinandersetzen sollen. Dieser «offene Brief» provoziert einen Skandal. Der Rat verhindert dessen Veröffentlichung, schickt den Drucker ins Gefängnis und führt in Genf die Zensur ein.

Zweifellos ist Marie Dentière zutiefst enttäuscht, dass die Reformation ihre hochfliegenden Hoffnungen nach Gleichberechtigung der Frau nicht erfüllen sollte. Es kommt, wie es kommen muss. Sie überwirft sich auch mit Calvin, für den sie sich einst so leidenschaftlich eingesetzt hat. In dieser Zeit gibt es einfach noch keinen Platz für eine solch freiheitsliebende und resolute Frau.

Christina L. Griffiths

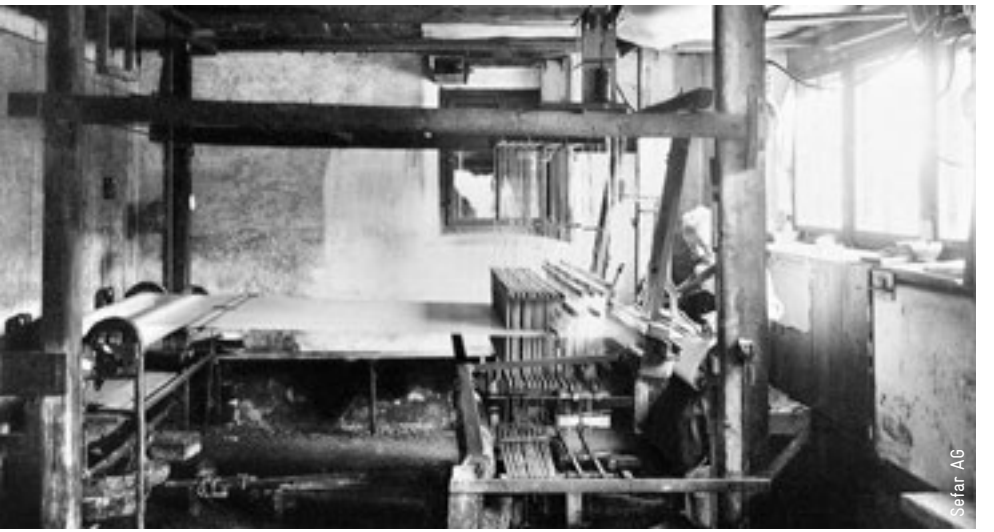
Marie Dentière ist die erste und einzige Frau, die auf dem Reformationsdenkmal in Genf namentlich geehrt wird.

Hedwig Scherrer

Anna-Joséphine Dufour-Onofrio (1817 – 1901)

Feines Tuch und weisse Tücher

Sibylle Egloff



Im Webkeller: Fast die Hälfte aller in der Schweiz hergestellten Seidenbeuteltücher wurden in der Firma Dufour & Co. produziert.

Das Leben kommt erstens anders und zweitens als man denkt. Mit nur 25 Jahren verliert die aus Lyon stammende Fabrikantentochter Anna-Joséphine Dufour-Onofrio ihren Gatten Pierre Antoine. Sie bleibt zurück mit einem kleinen Sohn und der aufstrebenden Seidenmanufaktur Dufour & Co. im st. gallischen Thal bei Rheineck. Entgegen allen Ratschlägen und Erwartungen der Verwandten übernimmt sie das Unternehmen und führt das Werk ihres Ehemannes mit viel Tatkraft weiter.

Als sie 1842 Chefin von Dufour & Co. wird, sind ganze 50 Webstühle in Betrieb. Nur wenige Jahre später sind es 600 Webstühle und über 1000 Arbeiter. Das Unternehmen spezialisiert sich auf die Produktion von Seidenbeuteltüchern, die es den Müllern erlauben, aus einer einzigen Getreidesorte Mehl verschiedener Qualitäten zu erzeugen. 1855

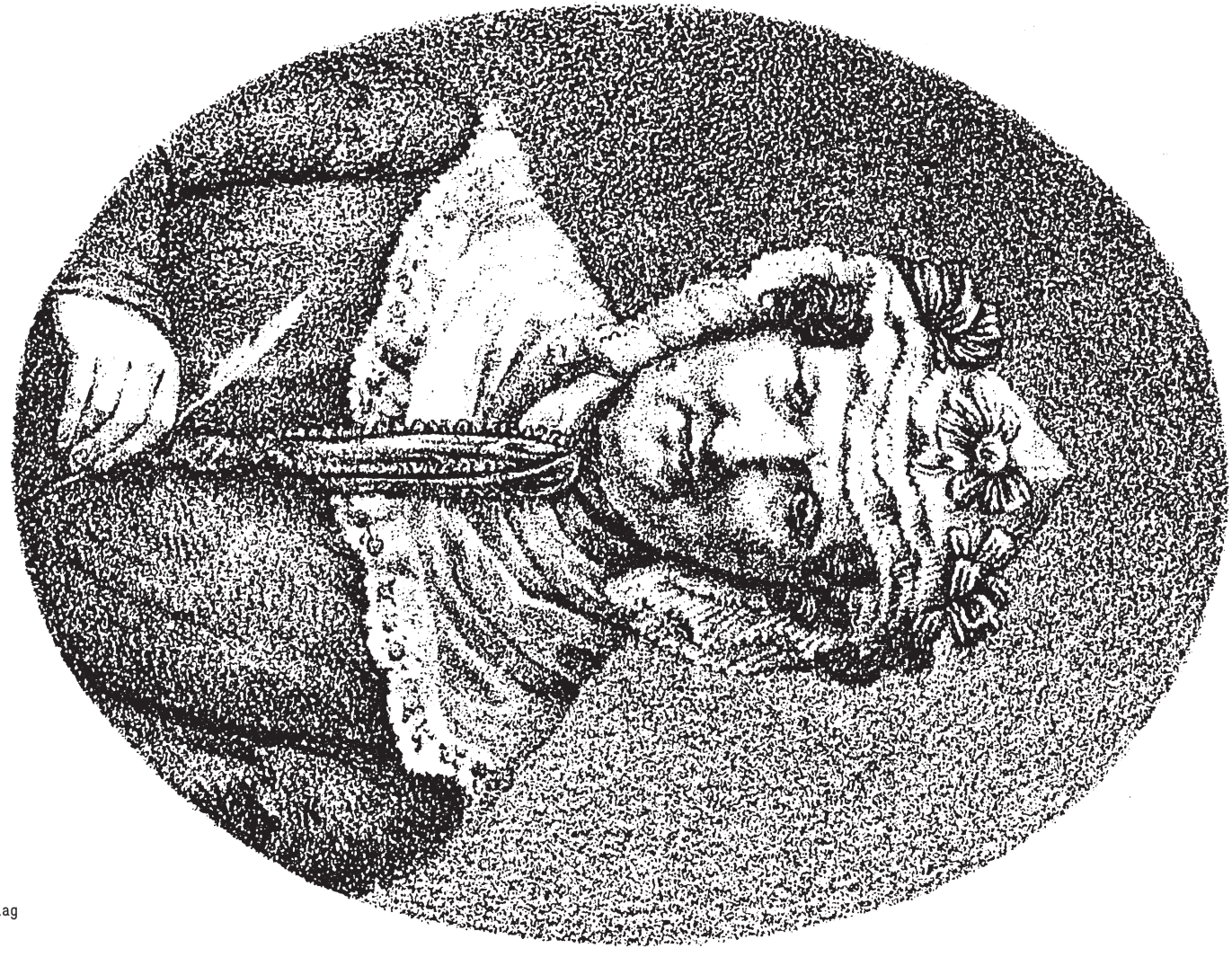
erhält Dufours Beutelseide an der Pariser Weltausstellung die höchste Auszeichnung. Die grosse Nachfrage aus der Schweiz und aus dem Ausland ermöglicht der Industriepionierin zu expandieren.

«Madame D.», wie die Unternehmerin im Volksmund genannt wird, vergisst in der Zeit des Wohlstands ihre Arbeiter nicht. Sie stiftet grosse Summen für ein neues Krankenhaus und beauftragt den Bau von Wohnhäusern. Zusätzlich gründet sie eine Krankenkasse und einen Pensionsfonds für die Belegschaft. Sie bleibt bescheiden und verfolgt den Gang der Geschäfte interessiert bis ins hohe Alter.

Heute würde Anna-Joséphine Dufour-Onofrio wohl jeden Preis für erfolgreiches Unternehmertum gewinnen. Sie war mutig, innovativ, sozial und erfolgreich. Ihren zweifelnden Zeitgenossen bewies sie, dass Erfolg nicht an ein Geschlecht gebunden ist und auch Frauen ausgezeichnete Unternehmerinnen sein können. Ihre Firma existiert noch heute unter dem Namen Sefar – und hat sich mit ihren Präzisionsgeweben international einen Namen gemacht.

«Madame D.» als gestandene Geschäftsfrau

Die Unternehmerin (2. von rechts) fuhr ungern in der Kutsche, wenn ihre Arbeiter neben ihr zu Fuss unterwegs waren. Entstanden um 1890



Limmat Verlag

Regula Engel-Egli (1761 – 1853)

Napoleons Amazone

Verena Parzer Epp

Ende des 18. Jahrhunderts ist die Schweiz noch das Armenhaus Europas, und viele Schweizer müssen sich als Söldner bei Europas Herrschern verdingen. Damals lebt eine Frau, deren Memoiren wohl zu den skurrilsten Werken der Schweizer Frauenliteratur zählen.

Die Heldin dieser Geschichte wird als Regula Egli 1761 im zürcherischen Fluntern geboren. Ihre Kindheit verbringt sie in einem Waisenhaus. Mit 17 verliebt sie sich – wie schon Jahre zuvor ihre Mutter – in einen Soldaten. Florian Engel heisst der Auserwählte, der bei einem Schweizer Fremdenregiment in der französischen Armee dient. Die Engels werden zu treuen Anhängern Napoleons und folgen ihm fast überallhin: nach Ägypten, in die Schlacht von Austerlitz, in die Feldzüge gegen Neapel, Preussen, Spanien und Portugal. Sie gehen sogar mit Bonaparte ins Exil nach Elba. Sie leben vom Krieg und sehen keine Alternative. «Er verstand ja nichts als den Waffendienst», schreibt die Ehefrau fast entschuldigend.

Im Hof des alten Spitals bei der Predigerkirche, wo Regula Engel-Egli ihre letzten Jahre verbrachte.

Regula Engel ist viel mehr als die Begleiterin ihres Gatten, beteiligt sich an vielen Schlachten in Uniform. Napoleon soll angeblich ihre «vollen Schweizer Waden» gerühmt haben. Eine ausserordentliche Gesundheit braucht sie auch für die Geburten ihrer 21 Kinder: «Man entband mich zwischen zwei Kanonen. Gleich am nächsten Tag musste ich schon um vier Uhr morgens weiterziehen.» Die letzte Niederkunft folgt 1811: «Engel konnte sich etwas einbilden, dass seine Rebe im

Die Schlacht von Waterloo, gemalt von William Sadler II (vor 1839)

fünfzigsten Jahre Früchte trage», stellt sie dazu nicht ohne Humor fest. Das Paar behält immer nur die jüngsten Kinder bei sich und bringt die älteren bei Freunden in der Schweiz unter.

1815 verliert Regula Engel in der Schlacht bei Waterloo ihren Mann und zwei Söhne, sie selbst wird schwer verletzt. Weil der französische Staat sie um ihren Söldnerlohn prellt, reist die Witwe nach Amerika und sucht dort einen ihrer Söhne. Sie findet ihn in New Orleans – auf dem Sterbebett. Zurück in der Schweiz fehlt auch von den drei noch lebenden Kindern jede Spur. Von grossen Geldsorgen geplagt, bringt Regula Engel in Zürich ihre Lebensgeschichte zu Papier: *Frau Oberst Engel. Von Cairo bis Neuyork, Elba bis Waterloo. Memoiren einer Amazone aus Napoleonischer Zeit.*

Mit ihren Memoiren wird sie zu einer lokalen Berühmtheit, kann sich aber finanziell mehr schlecht als recht über Wasser halten. Als sie 83 Jahre alt ist, spendiert ihr die Stadt Zürich einen Platz im Spital. Dort lebt sie bis zu ihrem Tod im für diese Zeit fast biblischen Alter von 92 Jahren.

Regula Engel war auf ihr Leben und darauf, wie sie es gemeistert hatte, stolz: «Alle diese und andere Leiden, die wie Wassergüsse über mich herabplatzten, musst ich aushalten – und unterlag doch nicht.»

Gosteli-Stiftung

Elisabeth Feller (1910 – 1973)

Eine Patronne wie aus dem Bilderbuch

Verena Parzer Epp

Als junges Mädchen mit dem Vater

Eigentlich wäre ihm ja ein Bub lieber gewesen, das zumindest betont der Elektro-Unternehmer Adolf Feller aus Horgen seiner Frau gegenüber zuweilen. Dennoch bereitet er seine älteste Tochter Elisabeth gewissenhaft auf die Übernahme seines Unternehmens vor.

Sie hat eine schöne Kindheit, lernt reiten, unternimmt mit ihrem Vater Berg- und Skitouren, darf ihn auf mehrwöchigen Kreuzfahrten und Kulturreisen begleiten. Auf ein Geografie- und Geologiestudium an der Universität Zürich folgen zwei Semester an der London School of Economics. Als sich Elisabeth auf der Rückreise mit ihren Eltern in Paris trifft, stirbt ihr Vater unvermittelt an einem Herzinfarkt. Die Studentin übernimmt quasi über Nacht die Leitung der Feller AG.

An der Spitze der Firma sieht sich Elisabeth Feller vor allem als Repräsentantin der Familie, es kümmert sie wenig, dass sie, wie schon ihr Vater, kaum über technische Kenntnisse verfügt: «Ich glaube nicht, dass das Fachwissen für die Führung eines Betriebes entscheidend ist. Dafür kann man entsprechende Leute anstellen. Entscheidend ist das Klima, das man schafft, der menschliche Umgang, dass man Vertrauen erweckt und entgegenbringt, die richtigen Mitarbeiter auswählt und nachzieht, Verantwortung überträgt.»

Von den Angestellten wird sie als durchaus dominante, aber gerechte «Firmenmutter» wahrgenommen. Für ihre Geradlinigkeit erntet sie Respekt. Viele Jahre vor der Konkurrenz hat der Betrieb eine

eigene Pensionskasse und eine Betriebskantine, investiert auch in lokale Wohnbauprogramme. Zur besseren Integration der italienischen «Fremdarbeiter», wie man diese damals nennt, werden Deutschkurse angeboten, für einheimische Betriebsangehörige Italienischkurse.

Es liegt nah, und dennoch ist es nicht selbstverständlich, dass Elisabeth Feller ihre Überzeugungen in die Gesellschaft trägt. Sie engagiert sich für das Frauenstimmrecht, befürwortet im Arbeitgeberverband – ohne Echo – gleiche Löhne für Männer und Frauen. 1959 wird sie die erste nichtangelsächsische Präsidentin des Internationalen Geschäftsfrauenclubs. In dieser Funktion bekommt sie Einblick in die Welt der internationalen Organisationen und ist wochenlang unterwegs.

Sie spendet oft für Soziales und bittet mitunter auch in der Firmenzeitung ihre Belegschaft um Unterstützung: für eine palästinensische Mädchenschule in Ramallah, das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene oder das Pestalozzi-Dorf in Trogen. Auch die «Kinderkrippe Berghalden», die in Zusammenarbeit mit dem Marie-Meierhofer-Institut aufgebaut wird und eine der grössten der Region ist, geht auf ihre Initiative zurück.

1970 holt die engagierte Unternehmerin 37 tibetische Flüchtlinge nach Horgen und bietet ihnen Arbeit in ihrer Fabrik an. Dass 1974 der Dalai Lama den Betrieb persönlich besucht, darf Elisabeth Feller nicht mehr erleben. Sie stirbt im Jahr davor – ebenso überraschend wie schon ihr Vater.

Die gestandene Unternehmerin

Augusta Gillabert-Randin (1869 – 1940)

Pionierin auf der Heimatscholle

Claudia Wirz

Augusta Gillabert-Randin als Rednerin in den 1920er-Jahren

Am Anfang dieser Geschichte stehen die Urkatastrophe und ein persönlicher Schicksalsschlag. Nach dem Ersten Weltkrieg ist die Welt anders. Der Krieg hat auch das Rollenverständnis der Frauen verändert. Die Bäuerinnen, die auf dem Land die Stellung gehalten haben, sind nach dem Krieg in Aufbruchsstimmung. Viele von ihnen wollen mehr sein als die besitzlose mitarbeitende Frau auf dem Hof des Ehemannes. Augusta Gillabert-Randin, seit 1914 verwitwete Bäuerin und alleinerziehende Mutter von fünf Kindern, wird ab 1918 in der Schweiz zur Stimmführerin und Pionierin der Emanzipation der Landfrauen.

Mit aller Leidenschaft widmet Gillabert-Randin ihr Leben dem Kampf für das Frauenstimmrecht,

der Aufwertung der bäuerlichen Frauenarbeit und der Bildung für alle Bauerntöchter. Aber auch agrarpolitisch ist sie äusserst aktiv. Die Industrialisierung hat die Lebensmittelmärkte verändert. Die Produktion wird massiv ausgedehnt, es entstehen globale Handelsströme und ein Zwischenhandel. Konsumenten und Produzenten werden sich zunehmend fremd.

Diese Entwicklungen gefallen Augusta Gillabert-Randin nicht. Sie bekämpft – auch unter dem Eindruck einer Nahrungsmittelknappheit um 1917 – den Ankauf von Nahrungsmitteln durch Zwischenhändler und setzt sich für regulierte Preise ein. Ihre Kampfmittel sind ihre spitze Feder – «la plume alerte» – in der Agrarpresse und genossenschaftliche Strukturen. 1918 gründet sie die erste Bäuerinnengenossenschaft der Schweiz, die Association des Productrices de Moudon, in der Lokalpresse als «Produzentinnen-Sowjet» apostrophiert. Sie hofft, zusammen mit Hausfrauenvereinen und Konsumentinnengenossenschaften direkte Geschäftsbeziehungen zu etablieren.

Dieser Plan scheitert. Ebenso wird die streitbare Landfrau, die auch in Kirche und Abstinenzbewegung höchst aktiv ist, die Einführung des Frauenstimmrechts nicht mehr erleben. Sie stirbt im Frühling 1940 mittellos und von Geschichtsschreibung und Geschlechterforschung weitgehend ignoriert, obwohl sie massgeblich an der Bildung des Schweizerischen Bäuerinnen- und Landfrauenverbands beteiligt ist, deren Ehrenpräsidentin sie später wird.

In den 1930er-Jahren

Die Bäuerin Gillabert-Randin (Mitte) an der Arbeit mit Familie und Angestellten

Der Agrarhistoriker Peter Moser hat dafür eine doppelte Erklärung: Zum eher generellen Desinteresse der Geschichtsschreibung für Frauen kommt, dass sich auch die moderne Geschlechterforschung kaum für Bäuerinnen interessiert.

Dass Augusta Gillabert-Randin überhaupt zu ihrer Lebensaufgabe findet, ist in zweifacher Hinsicht ihrem Ehemann geschuldet. Durch die Heirat mit ihm wird die Kaufmannstochter aus Orbe erst zur Bäuerin. Politisch und publizistisch aktiv wird sie aber erst, als der Ehemann stirbt und sie den Hof zusammen mit den Kindern alleine weiterführt. Die Abwesenheit des Mannes und der damit verbundene Zugriff auf eigene ökonomische Ressourcen wirken wie eine Ermächtigung.

Der Erste Weltkrieg hat gezeigt, dass Frauen mehr sind als ein Anhängsel des Mannes. Mit sachlichen Argumenten ist die Forderung nach Gleichberechtigung aller Staatsbürger nun nicht mehr zu bekämpfen. Bis diese Sachlichkeit in der Schweiz siegen sollte, brauchte es aber noch ein paar Jahrzehnte.

Was Männer über Frauen sagten:

«Vermutlich hat Gott
die Frau erschaffen, um den
Mann kleinzukriegen.»

Voltaire

«Am liebsten erinnern
sich die Frauen an
die Männer, mit denen sie
lachen konnten.»

Anton Tschechow

«Lassen Sie sich niemals von
anderen beherrschen,
ganz besonders nicht von
einer Frau.»

Louis XIV

Pia Neuenschwander

Marthe Gosteli (*1917)

Das Gedächtnis der Schweizer Frauen

Claudia Wirz

In jungen Jahren bei der Arbeit in der amerikanischen Botschaft

Marthe Gosteli ist keine Frau, die sich alles gefallen lässt. Das war schon so, als sie nach dem Tod des Vaters zusammen mit Mutter und Schwester den Hof im bernischen Worblaufen allein weiterführte. Ein von Frauen verwalteter Bauernhof – ein Ding der Unmöglichkeit aus der Perspektive der Zeit! Aber die drei Frauen liessen sich nicht beirren und verteidigten ihren Hof. Und beirren lässt sich Marthe Gosteli auch heute nicht. Nach wie vor schlägt das Herz der vitalen 96-Jährigen unvermindert und leidenschaftlich für die Sache der Frau, was sie zu einer Ikone der Frauenbewegung gemacht hat.

Der Sitz der Gosteli-Stiftung

Fette Lettern und laute Demonstrationen sind nicht die Kampfmittel von Marthe Gosteli. Sie setzt auf subtilere Methoden. Mit Bildung und Aufklärung hilft sie in den 1950er- und 1960er-Jahren dem Frauenstimmrecht auf die Sprünge. Das braucht Zeit und Geduld. Rund 50 Mal stimmt man in der

Schweiz über das Frauenstimmrecht ab; in Gemeinden, Kantonen und zweimal auf eidgenössischer Ebene. Das gibt 50 Mal die Gelegenheit, die Argumente für die Gleichberechtigung darzulegen. Oft genug ist der «Feind», der überzeugt werden muss, weiblich. Im Februar 1971 dann endlich der Befreiungsschlag: Die Mehrheit der Schweizer Männer sagt Ja zum Frauenstimmrecht, ein Meilenstein in der Geschichte der Schweiz und ihrer Frauenbewegung.

Marthe Gosteli wird nicht die erste Nationalratspräsidentin und auch nicht die erste Bundesrätin. Das überlässt sie anderen. Ihre Mission ist eine andere. «Ohne Geschichte gibt es keine Zukunft.» Das ist Marthe Gostelis tiefste Überzeugung. Deshalb – und weil in den offiziellen Geschichtsbüchern die weibliche Seite der Geschichte so gut wie nicht existiert – beherbergt der elterliche Hof, den die drei Frauen einst so tapfer verteidigten, seit 1982 das Gosteli-Archiv für Frauengeschichte.

Marthe Gosteli hat aus Überzeugung nie geheiratet. «Hätte ich geheiratet, hätte ich nie erreicht, was ich erreicht habe», sagt sie. Sie bedauert, dass die jungen Frauen heute so wenig über die lange Geschichte der Frauenbewegung wissen. Umso mehr freut sie sich über jede Gymnasiastin, die im Archiv ihre Maturaarbeit schreibt. Nationalrätinnen und Bundesrätinnen kommen und gehen. Aber nur dank Marthe Gostelis Stiftung ist das Gedächtnis der Schweizer Frauenbewegung unauslöschlich.

Marthe Gosteli im Gespräch mit einer Studentin

Schweizer Verlagsanstalt

Marie Grosholtz (1761 – 1850)

Eine Karriere in Wachs

Claudia Wirz

Das Leben dieser Frau beginnt ganz unten und endet ganz oben. Marie Grosholtz kommt im Dezember 1761 in Strassburg vermutlich als uneheliches Kind eines angeblich bernischen Hausmädchens auf die Welt. Sie hat keine grossen Aussichten auf eine brillante Karriere – und macht sie trotzdem. Als sie 1850 hochbetagt als Madame Tussaud in London stirbt, hinterlässt sie ihren Söhnen ein florierendes Unternehmen.

Onkel Curtius aus Bern, der Marie die Herstellung von Wachsfiguren beibrachte

Marie Grosholtz' Aufstieg beginnt in Bern, wo die Mutter bei dem Berner Physikus Philippe Curtius den Haushalt führt. Curtius, der je nach Quelle auch als Vater oder Onkel von Marie gelten könnte, fertigt Wachsfiguren an und stellt sie aus. 1767 zieht die «Familie» samt Kabinett nach Paris. Marie lernt das Handwerk von ihrem Ziehvater und wird Zeugin der Französischen Revolution. Das sollte ihr später die Gelegenheit geben, ihre Memoiren mit den schönsten schaurig-gruseligen Legenden zu würzen. Ihre Lebenserinnerungen sind ein zentraler Teil ihres erfolgreichen Marketingkonzepts. Sie sei, wie sie später behauptet, mit den historischen Vorbildern ihrer Figuren persönlich bekannt gewesen und habe unter anderem die Köpfe der frisch guillotinierten Königsfamilie nach dem Originalkopf geformt. Wer will so etwas nicht sehen?

Nach der Revolution hat in Paris keiner mehr Lust auf Wachsfiguren. Mit ihrem Kabinett, das sie 1794 von Curtius geerbt hat, setzt Marie Grosholtz – seit 1795 verheiratete Tussaud – ohne

den trunksüchtigen Ehemann, dafür mit dem 4-jährigen Söhnchen 1802 nach England über. Der jüngere Sohn bleibt in Frankreich. Die begnadete Wachskünstlerin und Vermarkterin ihrer selbst wird nie mehr nach Frankreich zurückkehren. Der zweite Sohn folgt ihr 1822 nach England nach.

Über 30 Jahre lang tourt Madame Tussaud als Schaustellerin mit ihren «lebensechten» Figuren von Louis XVI., Marie Antoinette, Voltaire oder Robespierre durch England und legt damit das Fundament für ihren Erfolg. Im Sommer 1835 eröffnet sie an der Baker Street in London ihr erfolgreiches Familienunternehmen Madame Tussaud und Söhne. Heute gehört «Madame Tussauds» einem Unterhaltungskonzern.

Ob Marie Grosholtz wirklich Schweizerin war, ist höchst umstritten. In ihren legendenumwobenen Lebenserinnerungen zelebrieren sie und ihre Nachkommen ihre Schweizer Herkunft. «Wir haben es von dem gegenwärtigen Haupte der Familie selber», schreibt die *Neue Zürcher Zeitung* im Mai 1925, «dass alle Nachkommen der alten Dame auf ihre schweizerische Abstammung viel stolzer gewesen seien als auf den französischen Namen, eine Folge einer unglücklichen Heirat, und dass sie nie vergessen hätten, dass das Wachskabinett eine Sehenswürdigkeit Berns war, lange bevor es nach Paris und London verlegt wurde.»

Madame Tussaud, modelliert als 80-Jährige

Gosteli-Stiftung

Gertrud Haemmerli-Schindler (1893 – 1978)

Eine feministische Helvetia

Lukas Rühli

Ein Foto aus Kindheitstagen

Gertrud Haemmerli-Schindler hat Glück. Als Kind aus gutem Hause wird sie am 7. September 1893 in Zürich geboren und wächst zusammen mit drei Brüdern in einem schönen Giebelhaus auf. Ihr Vater leitet die Maschinenfabrik Oerlikon. Es wäre zu jener Zeit, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, ein Leichtes und auch eine logische Entscheidung, gut zu heiraten und ein unauffälliges Leben als fürsorgliche Ehefrau und Mutter zu führen. Gertrud will aber mehr.

Die junge Frau sucht sich ihren eigenen Weg und begibt sich in ein Umfeld, in dem sie sich ganz ohne Beziehungsnetz zu bewähren hat. 1919 reist sie, die sich schon während des Ersten Weltkriegs

um kriegsgeschädigte Kinder gekümmert hat, in die Vereinigten Staaten. In Baltimore besucht sie eine Schwesternschule, als einzige Europäerin unter 600 Amerikanerinnen und Kanadierinnen. Während eines Ferienaufenthalts in der Schweiz lernt sie den Arzt und Herzspezialisten Theodor Haemmerli kennen, mit dem sie schon drei Monate später den Bund fürs Leben schliesst. Den Beruf ihrer Wahl kann sie an der Seite ihres Gatten weiter ausüben, zuerst in einer international bekannten Klinik am Genfersee, dann in Zürich.

1932, als die anhaltende Weltwirtschaftskrise Arbeitslosigkeit und Not in viele Familien bringt, gründet die engagierte Krankenschwester den Verein «Mütterhilfe», der sich der Sorgen alleinstehender oder ungewollt schwangerer Mütter annimmt. Diese Organisation leitet sie während mehr als 30 Jahren. Damit aber nicht genug.

Der drohende Kriegsausbruch weckt in vielen Frauen den Wunsch, sich für die Heimat zu engagieren. Gertrud Haemmerli-Schindler baut den Zivilen Frauenhilfsdienst im Kanton Zürich auf, ab 1942 ist sie für dessen nationale Koordination zuständig. Diese Parallelorganisation zum Militärischen Frauenhilfsdienst richtet sich an Frauen, deren Verfügbarkeit durch Familie oder Beruf eingeschränkt ist, die sich aber dennoch für die Allgemeinheit einsetzen wollen. Das Portfolio des Zivilen Frauenhilfsdiensts ist gross: Soldatenhilfe, Bäuerinnenhilfe, Quartierhilfe, Sammlungen, nicht zuletzt die Aufnahme und Verpflegung von

Im Gespräch mit der Frauenrechtlerin Ida Somazzi

Gertrud Haemmerli-Schindler mit General Guisan

Flüchtlingskindern aus den Nachbarländern. «Die Ankunft dieser kleinen Kriegsopfer bei Nacht und Nebel, mit ihren winzigen Kleiderbündelchen, hat uns mehr als irgendetwas anderes ans Herz gegriffen und immer wieder von Neuem beeindruckt.»

Nach dem Krieg, ihr Mann stirbt schon 1944, übernimmt Gertrud Haemmerli-Schindler das Präsidium der Zürcher Frauenzentrale und später das Präsidium des Bundes Schweizerischer Frauenvereine. In ihren unzähligen Funktionen setzt sie sich bis zu ihrem Tod im Jahr 1978 für jene Frauenrechte ein, die uns heute so selbstverständlich erscheinen.

Was Männer über Frauen sagten:

«Woran erkenn' ich den
besten Staat? – Woran
du die beste Frau kennst –
daran, mein Freund,
dass man von beiden nicht
spricht.»

Friedrich Schiller

«Es steht den Weibern
übel an, in der Gemeinde
zu reden.»

Paulus, 1. Korinther 14

«Den Augenblick, sowie
sie anfangen, euch
gleich zu sein, werden sie
eure Herren sein.»

Cato der Ältere

Zentralbibliothek Zürich

Marie Heim-Vögtlin (1845 – 1916)

Ein skandalöser Berufswunsch

Claudia Wirz

Angehende Krankenschwestern im Unterricht, ca. 1928

Es ist unerhört, was sich die Pfarrerstochter Marie, aufgewachsen in Bözen und Bürgerin der «Prophetenstadt» Brugg im Kanton Aargau, gestattet. Sie will arbeiten und ihr Leben nicht – wie es sich für eine anständige Frau gehört – in den Dienst von Ehe und Familie stellen. Mehr noch, sie will studieren, und zwar Medizin. Das ist definitiv zu viel des Guten, denn aus der Sicht der Zeit hat eine Schweizerin nicht zu studieren. Zwar sind an der Universität Zürich damals bereits Frauen zum Studium zugelassen, aber die wenigen, die davon Gebrauch machen, sind allesamt Ausländerinnen.

Der frivole Berufswunsch der hartnäckigen Aargauerin stösst auf blankes Entsetzen. Aber Marie

Vögtlin lässt nicht locker. In aller Stille bereitet sie sich auf die Matura vor, denn sie ist bisher in erster Linie privat durch ihre Eltern und durch Bekannte unterrichtet worden. Das Gymnasium ist den Mädchen im Kanton Aargau sowieso verschlossen; erst 1901 werden sie dort zugelassen.

Nach zähem Ringen billigt der Vater schliesslich den Wunsch seiner Tochter und setzt sich sogar dafür ein. 1873 legt Marie Vögtlin als erste Schweizer Ärztin das Staatsexamen ab. Es folgen Studienaufenthalte in Leipzig und Dresden, wo man sie vor den Pfiffen männlicher Kommilitonen schützen muss. Ein Jahr später promoviert sie in Zürich. Die Matura hat sie für den Studienabschluss nachzureichen. Marie Vögtlin appelliert an den Aargauer Erziehungsdirektor Augustin Keller, ihr Gesuch um Zulassung zur Prüfung wohlwollend zu prüfen «indem ich Sie erinnere an die grossen Schwierigkeiten, welche einem Mädchen in den Weg treten, das sich eine Bildung zu verschaffen möchte ähnlich derjenigen, zu deren Erlangung den jungen Männern alle Thüren offen stehen». Das Gesuch wird genehmigt, sie besteht.

Marie Heim-Vögtlin mit Baby

Bis zur eigenen Arztpraxis in Zürich ist es nun nicht mehr weit. Marie Heim-Vögtlin wird rasch zu einer äusserst beliebten Ärztin und geniesst auch als berufstätige Mutter hohes Ansehen. Denn seit 1875 ist sie mit dem Geologieprofessor Albert Heim verheiratet, mit dem sie zwei Kinder hat. Sie bleibt trotz Familienpflichten berufstätig, worüber sich ihr Mann zuweilen – wohlwollend – beklagt. «Ich

möchte wahrhaftig selber einmal für einige Tage krank sein, damit meine Frau mich doch pflegen, und ich sie sehen und um mich haben könnte», sagt er einmal.

Ein Meilenstein in ihrer Karriere ist die Gründung des Frauenspitals und der Pflegerinnenschule Zürich, die 1901 eröffnet wird. Dank ihrer Pioniertaten gilt Marie Heim-Vögtlin lange als Vorbild. Erst die 68er-Bewegung rechnet fast 100 Jahre nach ihrem Staatsexamen mit ihr ab und wirft ihr vor, vom Schutz des prominenten Ehemanns profitiert zu haben. Erstaunen kann diese Kritik nicht wirklich. Schliesslich hat Marie Heim-Vögtlin völlig jenseits parteipolitischer Ideologien für die Emanzipation gekämpft.

Examenfoto aus dem Jahr 1902: Marie Heim-Vögtlin in der 1. Reihe, als vierte von links

Gosteli-Stiftung

Was Männer über Frauen sagten:

«Mit Frauen und Menschen gemeiner Wesensart ist der Umgang am schwierigsten.»

Konfuzius

«Für einen Mann zählt das Erreichte. Einer Frau reicht das Erzählte.»

Karl Kraus

«Die Philosophie atmet ganz im Denken, das Weib lebt ganz in der Empfindung.»

Karl Joël

Schweizer Frauen-Zeitung

Elise Honegger (1839 – 1912)

Eine republikanische Verlegerin

Claudia Wirz

Um 1890, in ihren ersten Jahren als Verlegerin

«Ein leidenschaftlicher Journalist», sagte *Spiegel*-Herausgeber Rudolf Augstein einmal, «kann kaum einen Artikel schreiben, ohne im Unterbewusstsein die Wirklichkeit ändern zu wollen.» Dasselbe darf man wohl auch von der leidenschaftlichen Journalistin behaupten. Zum Beispiel von Elise Honegger. Die 1839 geborene Stäfner Weinhändlertochter macht ganze Arbeit. Sie will nicht nur schreibend «die Wirklichkeit ändern», sie gründet als frisch geschiedene 40-Jährige auch gleich eine eigene Zeitung: die *Schweizer Frauen-Zeitung*. Es ist das erste periodisch erscheinende Frauen-Presseorgan der Schweiz, das sich nicht nur der Mode, der Küche, dem Kinderzimmer und der Unterhaltung widmet, sondern zu frauenpolitischen Themen Stellung bezieht.

Zum Schreiben kommt Elise Honegger dank ihrem Ehemann, dem Drucker Mathias Egger, der von 1878 bis 1879 den *Republikaner* herausgibt. Hier ist sie zuständig für die Frauenbeilage. Wirtschaftlich ist die Zeitung kein Erfolg. Als Elise sich nach zwölf Ehejahren scheiden lässt, nimmt sie ihren Mädchennamen wieder an und gründet die *Schweizer Frauen-Zeitung*.

Die talentierte Frau erweist sich nicht nur als leidenschaftliche Journalistin, sondern auch als geschickte Unternehmerin. Es gelingt ihr, mit ihrer 1879 begonnenen verlegerischen Tätigkeit ein ausreichendes Einkommen für sich und ihre sieben Kinder zu erwirtschaften. Die Zeitung ist eine der ersten kommerziell erfolgreichen Frauenzeitschrif-

Schweiz. Sozialarchiv

Das «Organ für die Interessen der Frauenwelt»

ten. 1911 verkauft Elise Honegger ihr Blatt an den Ringier-Verlag und arbeitet bis kurz vor ihrem Tod als Redaktorin weiter.

Von einem links-feministischen Kampfpamphlet ist die *Schweizer Frauen-Zeitung* weit entfernt. Dafür sind spätere Generationen zuständig, die auf dem Erbe ihrer Vorgängerinnen aufbauen sollten. Elise Honegger ist ein Kind ihrer Zeit und eine Anhängerin der dualen Geschlechterordnung. Sie richtet sich an bürgerliche Leserinnen. Der Untertitel ihrer Zeitung *Blätter für den häuslichen Kreis* lässt tief blicken. Das heisst aber nicht, dass es nicht auch hier Raum für Emanzipationsbegehren gibt. Elise Honegger fordert eine Besserstellung der Frau in der Ehe und eine Aufwertung der Mutterrolle. Sie kämpft für den Zugang der Frauen zu Männerberufen und für eine Reform des weiblichen Vereinswesens.

Auch in diesem Punkt schreitet sie tatkräftig voran und initiiert die Gründung des Schweizer Frauen-Verbands, zu dessen erster Präsidentin sie 1885 gewählt wird. Das Amt legt sie nach Konflikten mit dem Vorstand allerdings schon 1886 wieder nieder. Der Verband wird schliesslich aufgelöst. Aber aus ihm geht 1888 indirekt der bis heute tätige Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein hervor.

Bündner Kunstmuseum Chur

Angelika Kauffmann (1741 – 1807)

Malerin der oberen Zehntausend

Barbara Stolba

Bildnis der englischen Adeligen Anne Loudoun, Lady Henderson of Fordell, 1771

Bereits zu Lebzeiten wird Maria Anna Angelika Catharina Kauffmann als «Raphael unter den Weibern» und als «die zehnte Muse Roms» gefeiert. «The whole world is angelicamad», die ganze Welt ist verrückt nach Angelika, urteilt ihr Zeitgenosse Friedrich Ernst Graf Schönborn 1781. Ihr Erfolg ist das Ergebnis einer effektvollen Selbstinszenierung und bemerkenswerten Arbeitsdisziplin.

Angelika Kauffmann wird am 30. Oktober 1741 in Chur geboren, in der Heimatstadt ihrer Mutter

Cleofea Luz. Ihr Vater Johann Joseph Kauffmann, ein Wandermaler aus Schwarzenberg im österreichischen Vorarlberg, verziert zwischen dem Bodensee und Oberitalien Kirchen und Paläste mit Fresken, was dazu führt, dass die Familie ständig reist. So zieht sie knapp ein Jahr nach Angelikas Geburt nach Morbegno im Veltlin, wo Angelika, neben Como und Mailand, ihre Kindheit und Jugend verbringt. Ihre Ausbildung ist für diese Zeit ungewöhnlich umfassend. Sie hat eine aussergewöhnliche Singstimme (Sopran) und beherrscht schon in jungen Jahren vier Sprachen (Deutsch, Italienisch, Französisch, Englisch). Ausserdem malt sie. Eines der ersten erhaltenen Selbstbildnisse von 1753 zeigt Angelika als Sängerin mit einem Notenblatt, da ist sie gerade mal zwölf Jahre alt. In diesem Alter erhält sie auch die ersten Aufträge, so soll sie ein Porträt des Bischofs von Como malen. Wie schwierig die Entscheidung zwischen Gesang und Malerei für das Jungtalent sein muss, zeigt das 1792 entstandene Selbstbildnis «Am Scheideweg zwischen Malerei und Musik». Am Ende wählt sie den damals ehrbareren Beruf der Malerin. Dabei hat sie ein anspruchsvolles Ziel vor Augen: in der von Männern dominierten Historienmalerei zu reüssieren.

Selbstbildnis, um 1780/1781
Bündner Kunstmuseum Chur, Depositum der Gottfried Keller-Stiftung (1945)

1764 gelingt Angelika Kauffmann mit dem Porträt des deutschen Aufklärers Johann Joachim Winckelmann in Rom der internationale Durchbruch. Alle Zeitungen Europas berichten über die junge Malerin. Aber nicht nur ihre Werke bezau-

Angelika Kauffmann: Venus zeigt Aeneas und Achates den Weg nach Karthago, 1768.

bern, nein, unzählige Kollegen verlieben sich unsterblich in sie. Die Künstlerin lässt sich nicht beeindrucken, ihre Leidenschaft gehört ihrer Arbeit. Ab 1766 lebt sie in London und wird Gründungsmitglied der Royal Academy. Porträtsitzungen in ihrem luxuriös ausgestatteten Atelier sind ein gesellschaftliches Ereignis, und was Rang und Namen hat, sitzt ihr Modell – der König Georg III. inklusive.

Auf dem Zenit ihrer Karriere lässt sie im nach ihr benannten «Angelica-Stil» Intarsienarbeiten ausführen. Szenen aus ihren Bildern dienen als Vorlage für die besten Kupferstecher Europas und die Porzellanmanufakturen von Meissen über Petersburg bis China. Es ist gar Mode, Töchter Angelika zu nennen.

Ihre steile Karriere schützt Angelika Kauffmann nicht vor einer bitteren Enttäuschung in der Liebe. Überstürzt heiratet sie Ende 1767 einen vermeintlichen Grafen Horn aus Schweden. Der Heiratsschwindler fliegt unmittelbar nach der Hochzeit auf. Die Ehe wird annulliert. 1781 heiratet sie, inzwischen 40-jährig, den Italiener Antonio Zucchi und kehrt nach Rom zurück, wo sie den zweiten Höhepunkt ihres Ruhmes feiert. Illustre Kunden sind unter anderem Katharina II. von Russland, der österreichische Kaiser Joseph II. und italienische Kardinäle. Ein Besuch in ihrem Atelier ist für Bildungsreisende geradezu ein Muss, und so begegnet ihr auch Johann Wolfgang von Goethe. Am 5. November 1807 stirbt Angelika Kauffmann 66-jährig, das kulturelle Europa trauert «angelicamad».

Universitätsarchiv Bern

Emilie Kempin-Spyri (1853 – 1901)

Juristin ohne Recht

Barbara Stolba

Tatzeit: 24. November 1886. Tatort: Zürcher Bezirksgericht. Tatbestand: Eine Frau vor Gericht. Der Skandal ist perfekt. Denn Emilie Kempin-Spyri – die Nichte der berühmten Johanna Spyri – ist weder als Zeugin geladen noch als Angeklagte, sie ist die erste Schweizer Juristin mit einem eigenen Fall, einem Mietstreit. Doch das Bezirksgericht lehnt sich auf (eine Frau!) und das Begehren ab. Die Juristin könne kein Recht vertreten, da ihr als Frau das Aktivbürgerrecht verwehrt sei. Emilie Kempin-Spyri ist – noch – eine Kämpferin und zieht ihren Fall vor Bundesgericht. Vergeblich. Der Grundsatz der Gleichbehandlung bedeute keineswegs, dass die Geschlechter rechtlich gleichgestellt seien, lautet die Absage. Eine andere Auslegung würde jeder historischen Interpretation widersprechen und wäre «ebenso kühn wie neu». Wer aber ist diese waghalsige Frau?

Emilie Kempin-Spyri wird am 18. März 1853 in Altstetten als Tochter eines Pfarrers geboren. Als sie unerwartet gezwungen ist, den Lebensunterhalt ihrer fünfköpfigen Familie zu finanzieren, ent-

Mitgliedskarte
für den Frauenrechtschutzverein pro 1894.

Von

den Jahresbeitrag pro 1894 mit Fr. 1. — empfangen zu haben, bescheinigt:

Zürich, den

Schweiz. Sozialarchiv

Eine Mitgliedskarte des Frauenschutzvereins. Der Jahresbeitrag betrug 1 Fr.

Emilie Kempin-Spyri als junge Studentin

schliesst sie sich zu einem unkonventionellen Weg, was zum Bruch mit ihrem Vater führt. Sie, die Mutter von drei kleinen Kindern und über 30 Jahre alt, holt die Matura nach und studiert an der Universität Zürich Rechtswissenschaften. Sie promoviert 1887 – als eine der ersten Juristinnen Europas – nach nur zwei Jahren. Ihr erstes Habilitationsgesuch vom April 1891 wird zurückgewiesen mit der Begründung, Habilitationen seien Männern vorbehalten.

Nachdem sie als Dozentin an der Universität Zürich abgewiesen wird, wandert die Juristin mit ihrer Familie nach New York aus, wo sie das «Women Law College» gründet. Ein neues Kapitel beginnt, allerdings ist es ein kurzes. Während sie erfolgreich Fuss fassen kann, zieht es ihren Mann in die Schweiz zurück. Er kann sich in den USA nicht akklimatisieren. Sie folgt ihm ein Jahr später, ab da geht es abwärts.

Schweiz. Sozialarchiv

Nach der Rückkehr aus Amerika eröffnete Emilie Kempin zusammen mit ihrem Mann in Zürich ein schweizerisch-amerikanisches Rechtsbüro.

Zwar gründet sie in Zürich eine private Rechtsschule und hält Vorlesungen. Die Schule kann sich aber nicht halten, und die Geldsorgen wachsen. Noch gibt Emilie Kempin-Spyri nicht auf. Mit einer Spezialbewilligung lehrt sie schliesslich doch an der Universität Zürich, aber ihre Vorlesungen werden von den meisten Studenten boykottiert. Die Idealistin Spyri gründet die Zeitschrift *Frauenrecht*, in der sie Verbesserungen im Schweizer Recht vorschlägt. Auch mit dem ebenfalls von ihr gegründeten Frauenschutzverein will sie die Stellung der Frau verbessern.

Als Emilie Kempin-Spyri an der Universität erneut wegen ihres Frauseins nicht befördert wird, trennt sie sich 1896 nach schwieriger Ehe von ihrem Mann, gibt ihre Kinder weg und zieht nach Berlin. Dort geht es ihr bald schlecht: «Ich bin vollkommen mittellos und alleinstehend; von meinem Mann schon seit Jahren getrennt, meine Kinder sind in der Welt herum zerstreut, meine Beziehungen zu Freunden und Verwandten abgebrochen … Meine Verwandten haben sich … von mir abgewandt.» Sie erleidet einen Nervenzusammenbruch, wird in die Heil- und Pflegeanstalt Berolinum in Berlin-Lankwitz eingewiesen und 1898 schliesslich entmündigt. Ein Jahr später erfolgt die Überweisung nach Basel in die Irrenanstalt Friedmatt. Hier stirbt sie 1901 verarmt und einsam an Gebärmutterhalskrebs. Ob sie tatsächlich geisteskrank war, ist bis heute umstritten. Vergeblich jedoch kämpfte sie um ihre Rehabilitation.

Zentralbibliothek Zürich

Im Alter von ca. 40 Jahren

Was Männer über Frauen sagten:

«Wie ein Sattel nicht zum Ochsen, so passt die Bildung nicht zur Frau.»

Erasmus von Rotterdam

«Es ist kein Rock noch Kleid, das einer Frau oder Jungfrau übeler anstehet, als wenn sie klug sein will.»

Martin Luther

«Ein Mann muss eure Herzen leiten, denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus ihrem Wirkungskreis zu schreiten.»

Sarastro, Zauberflöte, Emanuel Schikaneder

Walter-Verlag

Marion van Laer-Uhlmann (1905 – 2004)

Grosses Herz und viel PS

Simon Hurst

Die Burgdorferin Marion van Laer-Uhlmann widerlegt gleich zwei Irrtümer, die heute über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg im Umlauf sind: erstens, dass der Krieg spurlos an der Schweiz vorübergezogen sei, und zweitens, dass die Frauen nicht an der Front mitgewirkt hätten.

Marion van Laer-Uhlmann sammelt als Fahrerin des Schweizerischen Roten Kreuzes während des Zweiten Weltkrieges Verwundete und Flüchtlinge in der Ajoie ein und betreut als Rotkreuzfahrerin der Armee italienische Internierte im Wallis. Eine wichtige Voraussetzung für diesen Dienst ist damals für Frauen noch nicht selbstverständlich: Der Besitz eines Führerscheins. Sie erlangt diesen 1922 als zweite Frau im Kanton Bern – mit einer Ausnahmeerlaubnis, weil sie zwar noch nicht volljährig, aber am Steuer äusserst begabt ist. Als sich die Gewitterwolken des Krieges über Europa zusammenziehen, ist sie eine von rund 300 Frauen, die sich im Oktober 1938 als Rotkreuzfahrerinnen melden.

Marion van Laer-Uhlmann mit ihrem Kader

Im Mai 1940 beginnt für Marion van Laer-Uhlmann der erste Aktivdienst in der Armee. In einer Kolonne von requirierten Personenwagen fährt sie nach Visp, wo sie kranke Soldaten pflegt und bei Kämpfen Verwundete transportiert. Nach Kriegsende hält sie sich oft in Deutschland und Österreich auf, wo sie sich für die Kinderhilfe einsetzt. Zudem bringt sie in Sanitätszügen Schweizer Flüchtlinge aus russischen Lagern in die Schweiz zurück und verhilft Bauern schweizerischer Herkunft, die im Krieg um Vieh und Habe gebracht worden sind,

Walter-Verlag

Beim Marschpark-dienst

mit der «Motorisierten Kolonne Warschau» zur Rückkehr in die Heimat. Viele Dienste und Stufen auf der Karriereleiter folgen, bis sie 1966 als Kommandantin einer Sanitätskolonne des Frauenhilfsdienstes der Armee in die Reserve übertritt.

Auch privat sorgt sich die Mutter zweier Söhne um das Schicksal von Flüchtlingen: Einen französischen Flüchtlingsbub nimmt die Familie 1944 für einige Monate auf, einem ungarischen Schüler ermöglicht sie 1948 den Besuch des Gymnasiums.

Das Leben von Marion van Laer-Uhlmann zeigt beispielhaft, dass Schweizer Frauen zu Kriegszeiten nicht nur die eingerückten Männer in den Fabriken und in der Landwirtschaft ersetzten – die Versorgung der Familie lag selbstredend bei ihnen –, sondern dass sie sich auch im Aktivdienst für das Land und die Opfer des Krieges einsetzten. Pionierinnen wie Marion van Laer-Uhlmann haben entscheidend dazu beigetragen, dass die Frauen in der Schweiz ihren Platz auch im öffentlichen Leben erobern konnten.

Gosteli-Stiftung

Gertrud Lutz-Fankhauser (1911 – 1995)

Ein zupackender Engel

Claudia Wirz

Im Garten der Schweizer Botschaft in Budapest

Der Kanton Bern, wo sie herkommt, ist ihr zu eng. Sie muss weg. Im Jahr 1930, gerade mal 18 Jahre alt und mit einem Abschluss der Handelsschule in der Tasche, wandert die Käsertochter Gertrud Fankhauser in die USA aus. Auf dem Schweizer Konsulat in Louisiana findet sie nicht nur eine Stelle, sondern auch einen Mann, den Diplomaten Carl Lutz. Es ist eine Verbindung von zwei Menschen, die lieber zupacken, als reden oder wegschauen. Carl und Gertrud Lutz-Fankhauser sollten in den letzten Kriegsjahren in Budapest 62 000 Juden das Leben retten. Ohne seine Frau, ist die Historikerin und Biografin Helena Kanyar Becker überzeugt, hätte er (Carl) das nie geschafft.

Konsul Lutz und seine Leute stellen Schutzbriefe für Tausende von Juden aus und retten sie so vor der Deportation in die Vernichtungslager. Der Keller der Schweizer Gesandtschaft dient als Versteck. Gertrud Lutz besorgt Nahrungsmittel, kocht, pflegt Kranke. Den Moment, als man den Keller endlich verlassen kann, hält der Hobbyfotograf Carl Lutz bildlich fest. Auf dem Foto soll auch die Ungarin Magda Grausz zu sehen sein, für die Carl Lutz alsbald seine Ehefrau verlässt.

Nach der Scheidung kann die unermüdliche Gertrud beweisen, dass sie nicht nur «die Frau an seiner Seite» ist. Sie führt ihre humanitäre Mission unbeirrt und beherzt fort. Sie setzt sich für die Hilfsorganisation Schweizer Spende ein, ist in Jugoslawien, Finnland und Polen tätig und kommt dann zum Kinderhilfswerk Unicef. Ab 1951 be-

Im Dienst der Unicef

treut sie im armen Nordosten Brasiliens Speisungsprogramme und baut Mütterheime auf. Als sie 13 Jahre später in die Türkei weiterzieht, schreibt der *Brazil Herald*: «Der Engel fliegt in die Türkei.» Ihre berufliche Laufbahn beendet Gertrud Lutz als Unicef-Vizepräsidentin in Paris.

Ihr Engagement endet damit aber noch nicht. Sie reist um den Globus, um Vorträge zu halten, und wird 1972 als Vertreterin der SVP die erste Gemeinderätin im bernischen Zollikofen. Oft ist sie die einzige Frau in Männergremien. Das stört sie aber nicht. Sie hält ganz allgemein nichts vom Klassendenken. «Es ist nur der Charakter, der zählt», schreibt sie. Gertrud Lutz erhält für ihre Verdienste wie ihr früherer Mann die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem und wird Ehrenbürgerin von mehreren brasilianischen Staaten sowie Ehrenmitglied der Unicef. Am 29. Juni 1995 stirbt sie im Zug an Herzversagen. Sie ist gerade auf dem Weg nach Zürich zu einem Fernsehinterview – über Carl Lutz.

Wieder zurück in der Schweiz

Hôtel de la Gare, Courgenay

Gilberte Montavon (1896 – 1957)

Ikone der Geistigen Landesverteidigung

Claudia Wirz

Hotel de la Gare, Courgenay

Rein, schön, unnahbar, aufopfernd, ja fast schon marienhaft ist das Bild der Gilberte de Courgenay, das der gleichnamige Spielfilm von Franz Schnyder zeichnet. Als der Film im April 1941 in die Kinos kommt, mit der blutjungen Anne-Marie Blanc in der Titelrolle, ist die echte «petite Gilberte» schon eine gestandene Mittvierzigerin und lebt mit Ehemann und Tochter in Zürich. Aber das spielt für das Publikum in der patriotisch aufgeladenen Stimmung der Zeit keine Rolle.

Längst ist die Wirtstochter aus der Ajoie, die im Ersten Weltkrieg zum «Soldatenliebchen» wurde und in einem der bekanntesten Volkslieder der Schweiz verewigt ist, zum Frauenleitbild der Geistigen Landesverteidigung geworden. Sie verkörpert die ideale Schweizer Frau: patriotisch, hilfsbereit, hübsch und charmant und noch dazu landesverbindend sprachgewandt. Wo es nötig ist, verzichtet sie zugunsten der anderen auf ihr Glück. Obwohl sie – wenn man dem Text des Liedchens glauben will – 300 000 Soldaten und alle Offiziere persönlich kennt, haftet ihr nicht der geringste Zweifel an – im Gegenteil. Die Gilberte des Films in ihrem hochgeschlossenen Kleid und den säuberlich hochgesteckten Haaren ist so rein wie ihre blütenweisse, gebügelte Rüschenschürze. Wer die echte Gilberte gekannt hat, ist stolz darauf und erzählt noch lange davon. Als Gilberte Montavon in ihrem 62. Altersjahr nach langer Krankheit stirbt, kann es auch der Verfasser ihres Nachrufs in der *Neuen Zürcher Zeitung* nicht lassen, sich als Zeitzeuge zu offenba-

Mit ihrer Tochter, als sie bereits in Zürich wohnte

Die Wirtstochter mit Soldaten

ren. Er lässt die Leser wissen, dass er im Besitze einer wertvollen Frauenhandschrift ist: «A un de mes anciens et chers lieutenants les souvenirs émus de Gilberte de Courgenay» lauten die Worte, geschrieben auf die Speisekarte einer Mittagstafel, die 1948 im Beisein von General Guisan und Gilberte stattgefunden hat.

Mit ihrer munteren Art erobert Gilberte Montavon während des Ersten Weltkriegs die Herzen der Soldaten im Sturm. Wenn ein Knopf angenäht werden muss, näht sie, wenn ein Brief getippt werden muss, tippt sie. Wenn einer Trost braucht, tröstet sie. Sie spricht Deutsch mit welschem Akzent, hat ein fast legendäres Gedächtnis für Namen und Gesichter und ist überaus charmant. Im echten Leben bleibt «la petite Gilberte» nach dem Krieg aber nicht lange weinend im Städtchen Courgenay zurück, wie es das Liedchen vermutet. Sie heiratet 1923 den St. Galler Kaufmann Ludwig Schneider. Er ist keiner «ihrer» Soldaten. Sie lernt ihn im Tessin kennen und zieht mit ihm nach Zürich. Hier stirbt sie 1957. Ihr Mythos jedoch lebt weiter. Und er wird auch den Konkurs der Stiftung überleben, die ihre Wirkungsstätte, das «Hotel de la Gare» in Courgenay betreibt. Genauso wie das Hotel und das Restaurant; sie sind weiterhin geöffnet.

Gilberte an ihrem fünfzigsten Geburtstag

Gosteli-Stiftung

Anna Mürset (1887 – 1975)

Die Berufe-Erfinderin

Simone Hofer

«Ein Leben im Dienste der arbeitenden Frauen» titeln zahlreiche Zeitungen, als Anna Mürset 1957 nach 30 Jahren als Leiterin der Schweizerischen Zentralstelle für Frauenberufe (später Schweizerisches Frauensekretariat) in Pension geht. Zu Recht.

Die Laufbahn von Anna Mürset beginnt unspektakulär. Nach Abschluss der Handelsschule in Bern sammelt sie erste Berufserfahrungen, inklusive einem Englandaufenthalt. Aber die Arzttochter aus Bern will mehr bewegen und zu neuen Ufern aufbrechen. Die Arbeit als Sekretärin gibt ihr zu wenig Befriedigung, und sie langweilt sich. An der Sozialen Frauenschule in Zürich bildet sie sich weiter. 1923 bekommt sie die Chance ihres Lebens: Sie kann die Leitung der neu geschaffenen Schweizerischen Zentralstelle für Frauenberufe übernehmen. Fortan ist Anna Mürset in ihrem Element. Sie avanciert zur Pionierin für Frauenberufe – und erfindet als Erstes ihren eigenen Beruf: die Berufsberaterin. Sie ist die erste in der Schweiz.

Büroalltag in der Zentralstelle für Frauenberufe

Die Berufsbildung der Frau muss in den 1920er-Jahren auf- und ausgebaut werden. Der Erste Weltkrieg hat gezeigt, wie dringend Frauen in Fabriken, Büros, im Gewerbe oder in der Hotellerie gebraucht werden – und dass viele Frauen auf eine bezahlte Arbeit angewiesen sind, um ihre Familie zu ernähren.

Dank ihren mit viel Aufwand betriebenen Recherchen in verschiedensten Branchen und Betrieben erschliesst Anna Mürset den Frauen laufend neue Berufsfelder. Sie erstellt Anforderungsprofile und zeigt berufliche Entwicklungs-

Telefonistinnen bei der Arbeit, um 1955

möglichkeiten auf: Kunststopferinnen mit guten Augen und flinken Fingern werden gesucht. Geschickte Schirmnäherinnen mit schweissfreien Händen verdienen im Akkordlohn besser als im Taglohn. Eine Lehre als Chemielaborantin oder Telefonistin muss den damaligen jungen Frauen genauso schmackhaft gemacht werden wie heute (noch) eine Ausbildung als Programmiererin.

Dass Frauen andere Berufe ausüben als Männer, ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts üblich. Dass Frauen jedoch für gleichwertige Arbeit weniger verdienen als Männer, weckt Anna Mürsets Kampfgeist. In mehreren Publikationen, aber auch als Mitbegründerin der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft *Frau und Demokratie* spricht sie sich öffentlich für die Gleichstellung von Mann und Frau aus und gegen den im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs aufkeimenden Nationalismus.

Garnprobe bei den EMS-Werken, um 1940

Was Frau – sie will nicht Fräulein genannt werden – Mürset anpackt, das funktioniert. Und sie nimmt sich auch die Zeit, den Frauen zuzuhören und auf ihre Probleme einzugehen. In all den Würdigungen zu ihrem Wirken wird betont, dass Anna Mürset auch das Leben jenseits der beruflichen Tätigkeit genossen hat: beim Tanzen, beim Bergsteigen, im Freundeskreis.

Fondation Othenin d'Haussonville

Suzanne Necker-Curchod (1737 – 1794)

Die Salonière von Paris

Verena Parzer Epp

Das Diktum «Wissen ist Macht» geht auf den englischen Philosophen Francis Bacon zurück. Die Waadtländerin Suzanne Necker-Curchod steigt im 18. Jahrhundert mit Wissen – und der nötigen Portion Ehrgeiz – zu einer der einflussreichsten Personen der französischen Gesellschaft auf.

Suzanne Curchod wird 1737 in Crassier, unweit der Grenze zu Frankreich geboren. Mit ihren Eltern hat sie doppelt Glück. Ihr Vater, ein armer calvinistischer Pfarrer, lässt ihr eine umfassende humanistische Ausbildung zukommen, was für ein Mädchen dieser Zeit absolut unüblich ist. Von ihrer Mutter erbt sie eine fast makellose Schönheit. Ihre erste Romanze mit dem englischen Historiker Edward Gibbon hat nicht lange Bestand. Nach dem frühen Tod ihrer Eltern arbeitet die junge Frau zuerst als Gouvernante in Genf, dann in Paris. Dort lernt sie 1764 den schweizerisch-französischen Banquier Jacques Necker, ihren zukünftigen Ehemann, kennen. Die beiden sind das Power-Couple von Paris, und Madame Necker, wie sie nun heisst, geht in der Rolle der Grande Dame auf. Ihr «Salon des philosophes», zu dem sie jeweils am Freitagabend einlädt, wird zum gesellschaftlichen Ereignis. Viele einflussreiche Persönlichkeiten gehen im Hause ein und aus. Dass Jacques Necker 1776 zum französischen Finanzminister ernannt wird, hat er auch dem legendären Esprit seiner Frau zu verdanken.

Zentralbibliothek Zürich

Madame de Staël, die Tochter von Suzanne Necker-Curchod, war eine vielbeachtete Dichterin ihrer Zeit.

Suzanne Necker-Curchod lebt im Schatten ihres Gatten ein recht selbstbestimmtes Leben. Ihre schriftstellerischen Ambitionen stellt sie jedoch zu-

Das Schloss von Coppet, der Wohnsitz der Familie nach der Rückkehr aus Frankreich

rück und investiert ihre ganze Energie – wie zuvor ihre Eltern – in die Ausbildung der einzigen Tochter Germaine. Diese wird später als Madame de Staël und einflussreiche Schriftstellerin in die Geschichte eingehen.

Dank der guten finanziellen Situation der Familie kann Madame Necker als Mäzenin wirken. Von den Zuständen im Pariser «Hôtel Dieu» ist sie so schockiert, dass sie selbst ein Krankenhaus baut und es auch zehn Jahre lang leitet. Im «Hospice de charité» wird besonders grosser Wert auf Hygiene gelegt, jeder Kranke hat ein eigenes Bett – eine Seltenheit damals. In ihren wenigen publizistischen Hinterlassenschaften setzt sich Suzanne Necker-Curchod vor allem mit gesellschaftlichen Fragen auseinander. Sie äussert sich zur Gesundheitspolitik, kritisiert aber auch das neue Eherecht, das Scheidungen erleichtert – sie ist eben eine in der Wolle gefärbte Calvinistin.

Nach Beginn der Französischen Revolution kehrt das Ehepaar 1790 in die Schweiz zurück, wo es sich am Genfersee niederlässt. Suzanne Necker-Curchod stirbt nach langer Krankheit im Alter von nur 54 Jahren. Ihr Begräbnis, das sie bis ins letzte Detail inklusive dem Aussehen des Sarges noch selbst plant, ist ihr letzter grosser Auftritt.

Gosteli-Stiftung

Iris von Roten (1917 – 1990)

Ungeliebte Visionärin

Claudia Wirz

Diplomatie, Demut, Konsens und stilles Schaffen im Hintergrund – das sind nicht die Tugenden von Iris von Roten. Diese resolute Frau redet laut, wenn sie etwas zu sagen hat, und das hat sie oft. Ihre Scharfzüngigkeit ist ebenso bekannt wie gefürchtet. Nicht nur dann, wenn die promovierte Juristin und Anwältin ihrem Beruf als Journalistin beim *Schweizer Frauenblatt* nachgeht, sondern auch im privaten Kreise. Gastgeber müssen sich genau überlegen, wer ihr als Tischnachbar gewachsen ist und wer nicht.

Iris von Roten mit ihrem Mann Peter

Ende der 1950er-Jahre ist Iris von Rotens Herz voller Wut. Voller Wut darüber, dass die Männer ihrer Zeit den Frauen das vorenthalten, was ihr selbst am allerwichtigsten ist: die Selbstbestimmung. Im persönlichen Leben ist sie ihrem Ideal zwar ziemlich nahe gekommen. Als Iris Meyer aus gutbürgerlichem Basler Hause studiert sie an der Universität Bern. Hier findet sie in Peter von Roten einen Ehemann, der sie in ihrem Kampf für die Frauenrechte unterstützt – und dafür als Nationalrat der Katholisch-konservativen Partei abgewählt wird. Die beiden sind ein schönes Paar. Das gemeinsame Kind gibt Iris von Roten immer wieder in fremde Pflege, weil sie Mutterschaft als Bürde empfindet. Von der Pflicht des Putzens, Flickens und täglichen Kochens lässt sie sich im Ehevertrag entbinden. Sie reist viel und lebt ein freies Leben.

Aber die «verdammte Männerherrschaft» nährt ihren Groll. 1958 publiziert Iris von Roten das Buch *Frauen im Laufgitter*. Es ist eine kompromisslose

Die für ihre Zeit provokanten Thesen von Iris von Roten wurden ein beliebtes Fasnachtssujet.

Abrechnung mit einer Gesellschaft, welche die Frauen rechtlich massiv benachteiligt. Das Werk ist eine in ihrem radikalen Duktus zutiefst unschweizerische Kampfschrift. Das kommt bei Männern wie Frauen schlecht an. Die Reaktionen sind geprägt von Häme und Ablehnung. Und Frauenorganisationen ächten sie, weil sie ihr eine Mitschuld zuschreiben, als 1959 das Frauenstimmrecht an der Urne abgelehnt wird. Iris von Roten ist eine einsame Einzelkämpferin.

Die Ablehnung erträgt sie schlecht. Sie wendet sich von der feministischen Thematik ab und macht sich fortan auf Reisen, um Reportagen zu schreiben. Selbstbestimmt will sie leben, und selbstbestimmt geht sie auch in den Tod, als sie ihrem zuletzt von Beschwerden gezeichneten Leben selber ein Ende setzt. Vieles von dem, was Iris von Roten in ihrem Buch gefordert hat, ist heute selbstverständlich: das Stimm- und Wahlrecht für Frauen, die Gleichberechtigung in der Ehe, die Mutterschaftsversicherung. Aber damals ist die Zeit noch nicht reif für eine Frau wie sie.

Frauen im Laufgitter: das Buch, das die Schweiz in Rage brachte

Anna Ruchat

Flora Ruchat-Roncati (1937 – 2012)

Poetin des Betons

Verena Parzer Epp

Am Beginn ihrer Karriere stand das Freibad in Bellinzona, das Flora Ruchat-Roncati mit Aurelio Galfetti und Ivo Trümpy plante.

Um uns selbst zu erkennen, müssen wir Menschen zuweilen eine Reise machen oder unsere Perspektive wechseln. Bei jedem Projekt eine neue, unverbrauchte Perspektive einnehmen, das war das Credo der Tessiner Architektin Flora Ruchat-Roncati.

Im Oktober 1960 stehen die Koffer von Flora Ruchat-Roncati bereit für eine grosse Reise. Gegen Ende des ETH-Studiums, unter anderem bei Rino Tami, zieht es die Architektin mit ihrer Familie in die Elfenbeinküste, in diesen jungen afrikanischen Staat, der erst kurz zuvor die Unabhängigkeit erlangt hat und dem man eine gute Zukunft voraussagt. Doch die Pläne finden ein jähes Ende, als ihr Mann bei seinem letzten Übungsflug als Militärpilot mit einem «Hunter» tödlich verunglückt.

Flora Ruchat-Roncati bleibt mit ihrer einjährigen Tochter in der Schweiz. Die Kraft, die sie aus ihrem Beruf schöpft, hilft ihr, den persönlichen Verlust zu überwinden.

Zusammen mit Aurelio Galfetti und Ivo Trümpy plant sie in den 1960er-Jahren in ihrem Heimatkanton viele Schulanlagen. Wenn die erstgeborene Tochter Anna nachts aufwacht, findet sie ihre Mutter häufig am Wohnzimmertisch sitzend, in Pläne vertieft. Flora Ruchat-Roncatis wichtigstes Bauwerk aus dieser Zeit ist das Freibad in Bellinzona, bei dem die Altstadt durch eine Passerelle mit der Neustadt und den Freizeitanlagen verbunden wird. Diese Vorgehensweise ist typisch für die «Tessiner Tendenza», die ihre Bauten in den territorialen Kontext und die Bedürfnisse der Nutzer ins Zentrum stellt. Von Le Corbusier inspiriert, suchen die jungen Architekten nach einer Antwort auf die rasante technische und gesellschaftliche Entwicklung ihrer Zeit – und sie setzen dabei sehr bewusst auf den Werkstoff Beton.

Ab Mitte der 1970er-Jahre wird Flora Ruchat-Roncati zu einer international anerkannten Universitätsprofessorin. Sie hat Gastprofessuren unter anderem in der Schweiz und den USA. In Italien kann sie ihre städtebaulichen Ambitionen bei einem Grossprojekt in Tarent für die lokale Kooperative der Metallarbeiter verwirklichen. Ein grosser Karrieresprung folgt 1985, als sie als erste Frau einen Ruf an die ETH Zürich erhält. Die enthusiastische Lehrerin sträubt sich gegen die Spezialisierung in

Flora Ruchat-Roncati in Italien, Mitte der 1960er Jahre

Flora Ruchat-Roncati war viel mit der Umsetzung grosser Bauten beschäftigt. Sie entwarf aber auch sehr gerne Wohnhäuser. Für ihre Schwiegereltern hat sie ein Werk von Corbusier (Villa Shodhan) neu interpretiert und u.a. um lokale Besonderheiten wie eine Loggia ergänzt.

Die Autobahn N16 Transjurane. Ansicht der Lüftungszentrale und des Tunnelportals in Terri Nord.

der Architektur. Sie lässt sich auch selbst in keine Schublade stecken und ist gegenüber eigenen Werkschauen skeptisch. Vielmehr ermutigt sie die Studenten, ihren eigenen Weg und ihre eigene Formensprache zu finden. Die Kommentare der Fachwelt wertet sie jeweils weniger hoch als die Akzeptanz der Benutzer.

Immer wieder engagiert sich die Teamplayerin in Architektengemeinschaften, zum Beispiel arbeitet sie mit Renato Salvi an den Infrastrukturbauten der «Transjurane» oder mit Dolf Schnebli und Tobias Ammann am UBS-Verwaltungsgebäude in Manno bei Lugano und am «Quartier Nord» der ETH Lausanne. Vor ihrem überraschenden Tod im Oktober 2012 kann sie ihr NEAT-Beratungsmandat noch abschliessen. Einmal mehr schlägt sie dabei mit ihrer grosszügigen Formensprache in der Landschaft eine Brücke für die Menschen.

Schweiz. Sozialarchiv

Meta von Salis (1855 – 1929)

Frauenrechtlerin der ersten Stunde

Verena Parzer Epp

Meta von Salis und Hedwig Kym (v.r.) auf Capri

Stolz und trutzig steht das schöne Schloss Marschlins bei Igis in der bündnerischen Rheinebene. Stolz und Standhaftigkeit sind auch Charakterzüge der Meta von Salis, die 1855 in diesen Schlossmauern das Licht der Welt erblickt. Drei der fünf Geschwister von Salis sterben sehr früh, unter ihnen der einzige Bruder. «Zum General wie geboren!», sagt der strenge Vater Ulysses über Meta. Das eigenwillige, verschlossene, oft nervöse Mädchen entspricht nicht seinen Erwartungen – und er lässt das seine Tochter spüren. Der einzige seelische Anker des Kindes ist die Mutter, die viele Märchen erzählt und Metas früh aufkeimendes Interesse am Lesen und an der Poesie hinter dem Rücken ihres tyrannischen Gatten unterstützt.

Weil ihr nach der Schule ein Studium nicht erlaubt wird, flüchtet sich die junge Frau in den

Beruf der Erzieherin, der ihr lange Aufenthalte in Deutschland, Italien, England und Irland erlaubt. Erst mit 28 Jahren darf sie endlich in Zürich an die Universität. Bereits 1887, nur vier Jahre später, erlangt sie als erste Frau aus Graubünden einen Doktortitel in den Fächern Geschichte, Philosophie und Literatur. Hat die Studentin noch unter dem Pseudonym «M. Willows» publiziert, so tritt das «Fräulein Doktor» mit ihrem richtigen Namen für die Rechte der Frau ein. «Ketzerische Neujahrsgedanken einer Frau» heisst ihr erster aufsehenerregender Aufsatz, den sie in der *Zürcher Post* veröffentlicht. In dieser Zeit wächst auch die Freundschaft mit Friedrich Nietzsche, einem der wenigen Männer, zu denen Meta von Salis in ihrem Leben ein entspanntes Verhältnis entwickelt. Der aus bescheidenen Verhältnissen stammende – und den Frauen sonst eher wenig gesonnene – Nietzsche ist fasziniert von der sprachgewandten Adeligen, mit der er im sommerlichen Sils Maria viel Zeit verbringt. Meta von Salis wird diese Freundschaft später in ihrem Buch *Philosoph und Edelmensch* verarbeiten.

Als junge Frau

Das Jahr 1893 ist ein Schicksalsjahr. Als eine befreundete Ärztin irrtümlicherweise des Betrugs angeklagt wird, eilt ihr Meta von Salis zu Hilfe und erwirkt einen Freispruch. Dem Richter aber bekommt die spitze Feder der Bündner Frauenrechtlerin nicht: Er klagt sie wegen Ehrverletzung an, und in der Folge wird sie mit acht Tagen Gefängnis bestraft. «Die schlimmsten Erlebnisse sind die bes-

Staatsarchiv Graubünden

Im Garten von
Schloss Marschlins

ten Erlebnisse, wenn sie uns reif machen», schreibt die Verurteilte über diese Erfahrung. Innerlich aber ist sie gebrochen. Als sie wenig später einen Vortrag mit dem Titel *Frauenstimmrecht und Wahl der Frau* hält, findet dieser kaum Echo.

Meta von Salis hat genug von der Schweiz. Sie zieht mit ihrer Freundin Hedwig Kym nach Capri und verkauft das Schloss Marschlins. Im südlichen Klima können ihre seelischen Wunden heilen, und sie schreibt viele Gedichte. Als die Freundin nach Basel heiratet, folgt ihr Meta von Salis dorthin. Die letzten Lebensjahre verbringt sie zurückgezogen. Der Erste Weltkrieg erschüttert sie. Von der Frauenbewegung wendet sie sich mehr und mehr ab, denn Parteien und Vereine sind ihr ein Gräuel. Sie wehrt sich auch entschieden gegen den Vorwurf, «rötlich» angehaucht zu sein. Ihre Vorstellung von einem freien, individuellen Leben ist eines, in dem eine Frau der anderen hilft und in dem die Frau, wie sie in einem Gedicht schreibt, «Zum eigenen Sein hat Mut».

Was Männer über Frauen sagten:

«Selten denkt das Frauenzimmer. Denkt es aber, taugt es nichts.»

Friedrich Wilhelm Nietzsche

«Die Frau ist wie ein Löschblatt. Sie nimmt alles auf und gibt es verkehrt wieder.»

Curt Goetz

«Frauen am Steuer versuchen erst gar nicht, den Motor zu verstehen; deshalb imponiert er ihnen auch nicht.»

Ugo Tognazzi

hier + jetzt

Heidi Schelbert-Syfrig (*1934)

Herrin der Zahlen und Berge

Patrik Schellenbauer

An einer Podiumsdiskussion zum Frauenstimmrecht

In Deutschland würde man sie «Wirtschaftsweise» nennen. Hierzulande hat sie mit ihrer ansteckenden Begeisterung für die Wissenschaft Tausende Studenten geprägt. Heidi Schelbert-Syfrig wird 1972 zur ersten ordentlichen Ökonomieprofessorin der Universität Zürich berufen. Assistenzprofessorin wird sie schon vier Jahre früher, im – für damalige Begriffe – jugendlichen Alter von 34 Jahren. Aufgewachsen in Zürich Wollishofen, zeigt sich am Gymnasium bald ihre Begabung für Mathematik und Naturwissenschaften. Dass sie sich nicht für Physik, sondern für Wirtschaftswissenschaften entscheidet, lässt sich mit ihrem gesellschaftlichen Interesse erklären: Heidi Schelbert-Syfrig will als Wissenschafterin die Gesellschaft bewegen und zu einer gerechteren Welt beitragen.

Ihre mathematischen Fähigkeiten kommen ihr in der Ökonomie zugute. Als eine der Ersten arbeitet sie mit exakten statistischen Methoden und verhilft der Ökonometrie in der Schweiz zum Durchbruch, etwa bei der Bestimmung der Geldnachfrage. Exakte Methoden führt sie auch in das damals neue Fach Umweltökonomie ein und zeigt, dass Umwelt und Wachstum kein Gegensatz zu sein brauchen.

Als Pionierin gilt Heidi Schelbert-Syfrig auch in einer zweiten Männerdomäne. Neben der akademischen Karriere gehört ihre Liebe von Kindsbeinen an den Bergen. Als Alpinistin ist sie Teilnehmerin mehrerer Erstbegehungen und Kletterexpeditionen auf über 7000 Metern Höhe und am Polarkreis. Für den Schweizerischen Frauen Alpen-Club (SFAC)

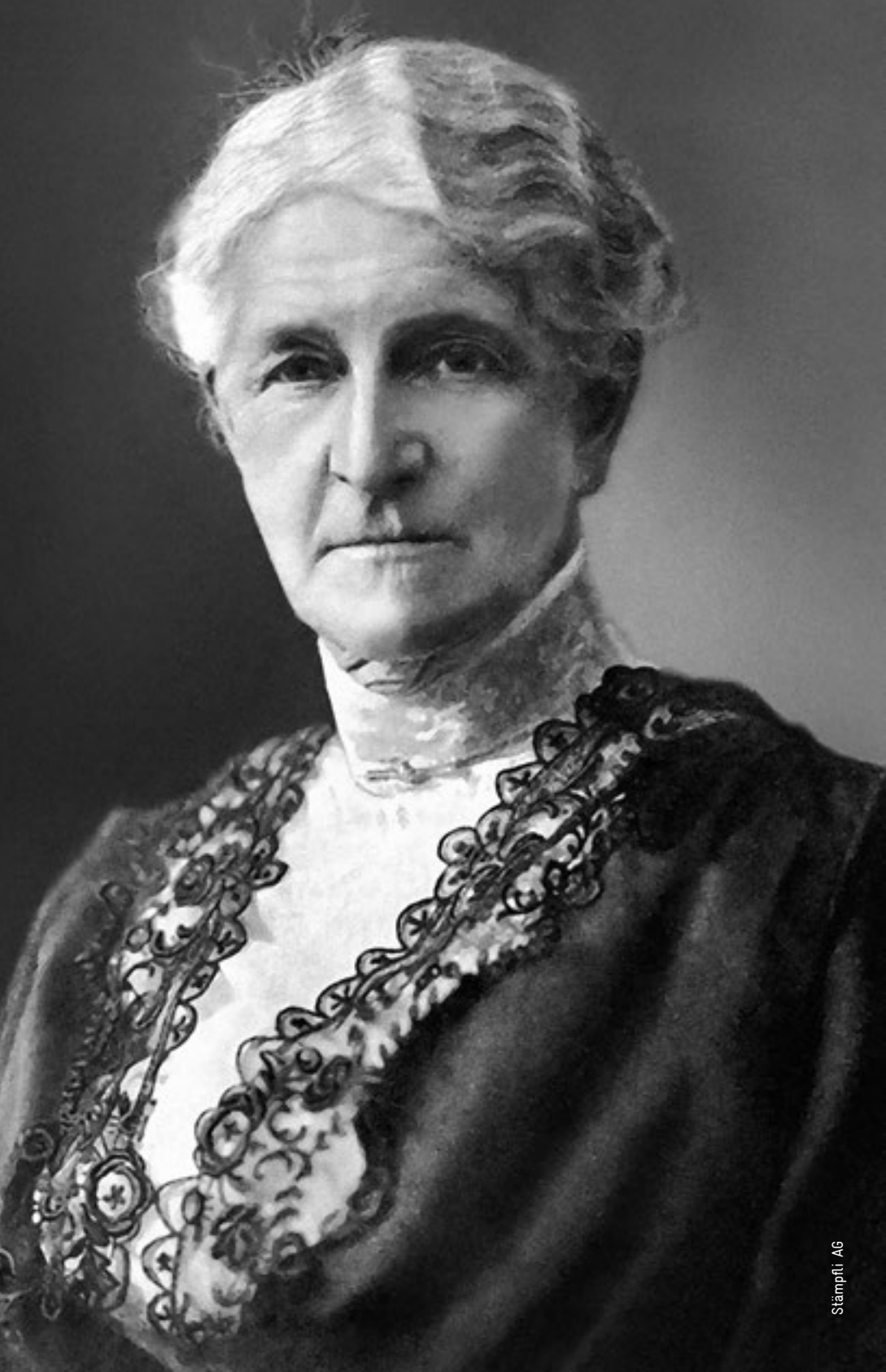
organisiert sie als Leiterin Touren. Ihren Mann Albin lernt sie auf einer Kletterpartie am Weisshorn kennen. Angeblich funkt es schon auf dem Gipfel zwischen den beiden. Als Paar bilden sie fortan ein Team – sowohl am Berg als auch zu Hause, wo sie sich über das starre Rollenverständnis der 1960er-Jahre hinwegsetzen. Um Heidis akademische Karriere zu unterstützen, übernimmt der Designer Albin den Innendienst. Ihren Studentinnen und Studenten erzählt sie oft von den Anfeindungen, denen ihr Gatte als Hausmann ausgesetzt ist – von Frauen beim Einkauf im Migros-Wagen noch mehr als von Männern am Stammtisch.

Schon früh setzt sich Heidi Schelbert-Syfrig für mehr Frauen in Führungspositionen ein. Sie will damit vor allem eines erreichen: mehr Selbstständigkeit und Selbstvertrauen bei den Frauen. Als erste Präsidentin der Gleichstellungskommission der Universität Zürich ebnet sie den Weg vielen Frauen, die heute an den Hochschulen lehren und forschen. Dabei erachtet sie die Vorbildfunktion wichtiger als Quoten, denn wer wolle schon eine Quotenfrau sein.

Dem Naturerlebnis ist Heidi Schelbert-Syfrig auch nach ihrer alpinistischen Karriere verbunden geblieben. Auf dem Hof im Emmental, wo das Ehepaar Schelbert seit Langem lebt, hält sie mehr als 30 Huskys, mit denen sie unter anderem an den berühmten Schlittenrennen durch Alaska teilgenommen hat. Augenzwinkernd erklärt sie den Besuchern, dass die Leittiere der Meute weiblich sind.

hier + jetzt

Eugen Bender, Albin und Heidi Schelbert (v.l.), vermutlich in den Kreuzbergen, um 1964



Stämpfli AG

Emma Stämpfli-Studer (1848 – 1930)

Die Mutter der Krippe

Simone Hofer

In der Setzerei

Der Auslöser für die Karriere von Emma Stämpfli-Studer ist ein Schicksalsschlag: Wäre ihr Mann Karl Stämpfli, Nationalrat und Inhaber der Druckerei Stämpfli, nicht so früh verstorben, gälte wohl er als Pionier der beruflichen Vorsorge und des schweizerischen Krippenwesens. Die Leitung der bernischen Buchdruckerei Stämpfli + Cie wäre wie geplant an zwei der Söhne übergegangen. Emma Stämpfli hätte mit der Betreuung ihrer eigenen sechs Kinder, den zwei adoptierten Waisenkindern und ihrem gemeinnützigen Engagement auch so mehr als genug zu tun gehabt.

Nun aber führt Emma Stämpfli-Studer nach dem Tod ihres Gatten 1894 mit «Wagemut, Weitblick und Organisationstalent», wie es in einem Gedenkwort zu ihrem Tod heisst, den Ausbau des traditionsreichen Familienunternehmens weiter, bis ihre Söhne alt genug sind, um die Nachfolge anzutreten. Die Stämpfli AG ist noch heute in Familienbesitz.

Als Patronne von über 100 Mitarbeitern kennt sie die Nöte der Arbeiter und Arbeiterinnen. Versicherungen, welche die soziale Not oder Krankheit finanziell abfedern, gibt es damals noch keine. 1895 ruft sie eine der ersten beruflichen Kranken-, Invaliden- und Sterbekassen ins Leben.

Besonders am Herzen aber liegt ihr das Wohl und die Betreuung der Arbeiterkinder, die tagsüber sich selbst überlassen sind. Für die Finanzierung der Kinderkrippe in der Berner Länggasse, die sie noch mit ihrem Mann zu dessen Lebzeiten gegründet hat, geht sie bei privaten Gönnern, Firmen und der Kirche auf Geldsuche. Die umtriebige Unternehmerin entwickelt sich zur vielgefragten Expertin für das Krippenwesen in der Schweiz und auch in Deutschland. 1907 gründet und präsidiert sie den Schweizerischen Zentralkrippenverein, den Vorgänger des heutigen Verbandes Kindertagesstätten Schweiz (KiTaS).

Viele der damaligen Vorbehalte gegenüber Krippen sind auch heute noch zu hören. Emma Stämpfli-Studer wehrt sich ihr Leben lang gegen den Vorwurf, Kinderkrippen würden der Bequemlichkeit

Die 1880 von Emma Stämpfli-Studer in der Berner Länggasse gegründete Kinderkrippe ist auch heute noch in Betrieb.

der Frauen Vorschub leisten. Sie hat früh die Notwendigkeit eines ausserfamiliären Kinderbetreuungsangebots erkannt – und auch den Nutzen für die Gesellschaft, wenn die anvertrauten Kinder gut betreut und gefördert werden. Auf gesundes Essen, Hygiene und Ordnung legt sie grossen Wert. Für heutige Kita-Kinder in der Schweiz eine Selbstverständlichkeit.

Auch dass Emma Stämpfli-Studer eine Mundartdichterin war, ist inzwischen fast vergessen. Ihr *Kochbüchlein für schwere Zeiten im vierten Kriegswinter 1917* kennt man heute nicht mehr. Zeitzeugnisse der couragierten Pionierin bleiben sie allemal.

Unter Emma Stämpfli-Studers Führung wurden auch Arbeiterwohnungen gebaut (rechts im Bild).

Was Männer über Frauen sagten:

«Frauen gehören an den Kochtopf – und der sollte im Schlafzimmer stehen.»

Woody Allen

«Konserven und Waschmaschinen haben mehr zur Befreiung der Frau beigetragen als alle Revolutionen.»

Jean Duché

«Eine brave Mutter, die ihre Kinder selber lehrt, ist immer das, was mich auf Gottes Boden das Schönste dünkt.»

Jeremias Gotthelf

Stiftung Hans Arp und Sophie Taeuber-Arp e.V.

Sophie Taeuber-Arp (1889 – 1943)

Von Appenzell nach Paris

Susanne Stortz

Wir begegnen ihr beinahe täglich, doch nur wenigen dürfte sie ein Begriff sein: die Künstlerin Sophie Taeuber-Arp, die seit rund 20 Jahren als einzige Frau die Schweizer Fünfzigfrankennote ziert.

Sophie wird am 19. Januar 1889 in Davos geboren. Nach dem frühen Tod ihres Vaters zieht die Mutter mit den fünf Kindern von Davos ins heimatliche Appenzell zurück, wo sie in Trogen eine Pension leitet, die sie nach ihren eigenen Plänen hat erbauen lassen. Die Mutter ist es auch, die schon früh das künstlerische Potenzial ihrer Tochter erkennt und Sophie dazu ermutigt, sich in St. Gallen zur Textilgestalterin ausbilden zu lassen. Nach mehreren Studienjahren in München und Hamburg ist Sophie von 1916 bis 1929 als Lehrerin für textiles Entwerfen an der Zürcher Kunstgewerbeschule tätig und bestreitet praktisch allein den Lebensunterhalt für sich und ihren Lebenspartner, den Künstler Jean Arp, den sie 1915 in Zürich kennenlernt und später heiratet. Arp ist von Sophies selbstständig entwickelter konstruktiver Bildsprache begeistert; in enger Zusammenarbeit schaffen die beiden eine Reihe gemeinsamer Arbeiten und beteiligen sich an der legendären Dada-Bewegung, die zwischen 1916 und 1919 in Zürich Station macht. Anlässlich der Soireen im Cabaret Voltaire tritt Sophie Taeuber-Arp als Tänzerin auf; sie entwickelt eigene Choreografien und entwirft Bühnenbilder und Marionetten.

1926 zieht sie mit Jean Arp nach Strassburg, wo ihr mit der Umgestaltung der «Aubette», einem

Schweizerische Nationalbank

Sophie Taeuber-Arp als Patronne der Fünfzigernote

Mit ihrem Mann Hans Arp

modernen Unterhaltungszentrum mit Bar, Kino, Tanzsaal und Teesalon, ein beispielhaftes Gesamtkunstwerk gelingt. Der Zweite Weltkrieg treibt das Künstlerpaar schliesslich in den Süden Frankreichs und 1942 – ihre Kunstwerke stehen im besetzten Frankreich mittlerweile auf der Liste für «entartete Kunst» – nach Zürich zurück. Hier findet Sophies Leben ein tragisches Ende: Sie stirbt im Alter von 54 Jahren an einer Kohlenmonoxydvergiftung im Haus des befreundeten Künstlers Max Bill.

Sophie Taeuber-Arp gilt heute als eine der innovativsten Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts. Sie war Malerin, Plastikerin, Textilgestalterin, Innenarchitektin, Tänzerin und Verlegerin in einer Person. Wegen ihrer Tätigkeit als Lehrerin der Textilfachklasse als «Frauenkünstlerin» zu wenig geschätzt und zeitlebens im Schatten ihres berühmten Gatten stehend, erhielt sie erst spät die ihr gebührende Anerkennung. In jüngster Zeit belegen zahlreiche Ausstellungsprojekte ihre Bedeutung als «unabhängige Frau und radikale Künstlerin, die mit den Konventionen ihrer Zeit brach, ohne aber ganz auszubrechen» (Juri Steiner).

Zentralbibliothek Zürich

Anna Tumarkin (1875 – 1951)

Die Gelehrte, die aus dem Osten kam

Verena Parzer Epp

Die Stadt Bern benannte im Jahr 2000 einen Weg nach Anna Tumarkin.

Im Jahr 1898 sorgt die Universität Bern für Aufregung in den akademischen Zirkeln. Sie erteilt einer jungen, erst 23 Jahre alten Russin die Venia Docendi im Fach Philosophie. Im Jahr 1906 wird Anna Tumarkin Honorarprofessorin und 1909 Extraordinaria. Sie ist nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa die erste Frau, die Prüfungen abnehmen und Dissertationen betreuen darf.

Aufgewachsen in einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Kischinew, der Hauptstadt des heutigen Moldawiens, hat Anna Tumarkin schon als Mädchen guten Zugang zu Bildung und kann ein Gymnasium abschliessen. Mit 17 Jahren kommt sie – wie viele andere Russinnen – zum Studium in die Schweiz, denn im zaristischen Russland ist ihr der Zugang zur Universität verwehrt. Die hochintelligente Studentin fällt den Berner Professoren von

Anfang an auf. Ihre Dissertation über Herder und Kant schliesst sie mit 20 Jahren ab. Nach einem dreijährigen Studienaufenthalt in Berlin kehrt sie 1898 in die Schweiz zurück, wo sie für den Rest ihres Lebens bleiben wird. Anna Tumarkin ist unter Fachkollegen hoch geschätzt. Die Ehre einer ordentlichen Professur wird ihr jedoch nie zuteil. 1937 erhält sie den renommierten Theodor-Kocher-Preis.

1921 lässt sich die Wissenschafterin in Bern einbürgern. Dass sie sich in ihrer Wahlheimat gut integriert und sich auch mit ihr auseinandersetzt, ist unschwer an ihrer Arbeit zu erkennen. Mit ihrer Freundin Ida Hoff, Berns erster Schulärztin, engagiert sie sich für das Frauenstimmrecht. 1928 nimmt sie an der Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit (SAFFA) als Vertreterin der Wissenschaft teil. In ihrem Buch *Wesen und Werden der schweizerischen Philosophie* zeichnet sie eine Geistesgeschichte von Pestalozzi bis Zwingli. Dabei stellt sie auch die Frage nach dem Bestehen einer eigenständigen schweizerischen Philosophie und bejaht diese.

Die politischen Wirren in ihrer mittlerweile kommunistischen Heimat und der Holocaust, durch den sie Freunde und Verwandte verliert, setzen der einfühlsamen Philosophin stark zu. Anna Tumarkin erkrankt an Elefantiasis und beantragt 1943 aus gesundheitlichen Gründen ihre Pensionierung. Sie stirbt 1951 nach langen Leidensjahren in einem Pflegeheim in Gümligen.

Mit Ida Hoff zu Besuch in ihrer Heimat

Anna Tumarkin in ihren letzten Lebensjahren

Limmat Verlag

Aline Valangin (1889 – 1986)

Der Freiheit verpflichtet

Claudia Wirz

Mit gesellschaftlichen Konventionen hat Aline Valangin nichts am Hut, es sei denn, es gelte, sie zu widerlegen. Und das tut sie mit Leib und Seele, die Tochter aus bestem Hause und Enkelin des Friedensnobelpreisträgers Elie Ducommun. In Vevey ist sie geboren, in Bern geht sie zur Schule, aber ihre grossen Liebes- und Lebensgeschichten spielen in Zürich und vor allem im Tessin. Aline Valangin – halb Schriftstellerin, halb Journalistin, halb Weberin, halb Psychotherapeutin, halb Musikerin – passt in kein gängiges Schema. Sie ist wild und freiheitsliebend, und wirklich glücklich ist sie eigentlich nur mit ihrem Asconeser Garten, sagt sie einmal.

Ein Sommer im Tessin

Die leidenschaftliche Frau heiratet zweimal. 1917 gibt sie dem russisch-zürcherischen Juristen und Frauenliebling Wladimir Rosenbaum das Jawort. Mit ihm, dem brillanten Strafverteidiger, führt sie in Zürich ein offenes Haus – und eine offene Ehe. Das junge Power-Couple pflegt enge Verbindungen mit der künstlerischen Avantgarde der Zeit und engagiert sich gegen Nationalsozialismus und Antisemitismus. Alles, was in den 1920er- und 1930er-Jahren Rang und Namen hat, geht bei den Rosenbaums ein und aus: James Joyce, Elias Canetti, Hans Arp, Thomas Mann oder C.G. Jung, dessen Schülerin und Assistentin Aline Valangin wird.

1929 erwirbt das illustre Paar das «Castello della Barca», einen stolzen Palazzo fast zuhinterst im Onsernonetal nahe der Grenze zu Italien. Mit dem

Das «Power-Couple» Valangin-Rosenbaum betrieb in Zürich einen Salon.

alten Gemäuer erfüllt sich Aline Valangin einen alten Wunsch: nämlich ein grosses Haus zu kaufen und alle verlorenen Katzen und armen Russen darin aufzunehmen. Das Castello wird zur Fluchtburg für Antifaschisten und Verfolgte des Naziregimes. Kurt Tucholsky ist hier zu Gast, ebenso Max Ernst, Meret Oppenheim oder Ignazio Silone. Einige der Gäste werden Freunde, andere Liebhaber. Vor allem aber werden die «Barca» und das Onsernonetal zu den literarischen Schau-

Glücklicher Lebensabend in Ascona

plätzen von Aline Valangins Novellen – etwa ihres Romans *Dorf an der Grenze*, in dem sie mit der «Schweizer Ideologie, sich aus den grossen Konflikten herauszuhalten und dabei an ihnen gut zu verdienen» abrechnet, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schreibt. Das Werk kann erst 1982 erscheinen.

Die Ehe mit Wladimir Rosenbaum wird 1940 geschieden. Ihm, dem Staranwalt, wird zudem sein antifaschistisches Engagement für die Spanische Republik zum Verhängnis. Er verliert sein Anwaltspatent und gründet eine neue Existenz als Antiquitätenhändler in Ascona. Aline Valangin wird ihm bis ins Grab eng verbunden bleiben, obwohl sich beide neu verheiraten. Der Komponist Wladimir Vogel wird ihr zweiter Ehemann. Auch diese Ehe sollte nicht halten. Zuletzt lebt Valangin in Ascona mit Hund «Schnuggi» und der treuen Haushälterin Maria, ganz in der Nähe von Rosenbaum, dessen Frau und den beiden Töchtern. «Wir sind eine Wahlfamilie», sagt sie einmal, wohl wissend, dass das viele nicht verstehen können.

Was Männer über Frauen sagten:

«Frauen sind immer erstaunt, was Männer alles vergessen. Männer sind erstaunt, woran Frauen sich erinnern.»

Peter Bamm

«Frauen arbeiten heutzutage als Jockeys, stehen Firmen vor und forschen in der Atomphysik. Warum sollten sie irgendwann nicht auch rückwärts einparken können.»

Bill Vaughan

«Frauen laufen im Sport langsamer als Männer, weil sie länger auf dem Bildschirm bleiben wollen.»

Alberto Sordi

Gesellschaft zu Fraumünster

Elisabeth von Wetzikon (1235 – 1298)

Die Hohe Frau

Claudia Wirz

Hildegard und Berta, die Töchter König Ludwigs des Deutschen, waren die Gründerinnen des Fraumünsters und Vorgängerinnen der Elisabeth von Wetzikon.

Würde sie heute leben, würde man sie CEO nennen. Regelmässig würde sie in den Listen der einflussreichsten Persönlichkeiten auftauchen und dort eine gute Figur machen. In der Sprache ihrer Zeit, dem 13. Jahrhundert, ist Elisabeth von Wetzikon die «Hohe Frau von Zürich». Als Fürstäbtissin des Fraumünsterklosters ist sie Herrin der Limmatstadt, Reichsfürstin mit all der Würde und dem Glanz, den dieses Amt ausstrahlt.

In der 28-jährigen Regierungszeit Elisabeths (1270–1298) erlebt das hochadelige Damenstift seine Blütezeit. Elisabeth herrscht über riesige Ländereien bis tief ins Urnerland hinein. Weil ihre Regentschaft in die Gründungszeit der Eidgenossenschaft fällt, erstaunt es nicht, dass sie – ausgestattet mit einem weitverzweigten Beziehungsnetz mit den massgebenden Männern der Zeit – auch hier eine Rolle spielt; zumindest indirekt. Sie

pflegt Kontakt zum Ritter Arnold Meier von Silenen, dem Landammann von Uri, in dessen Amtszeit der Bund von Uri und Schwyz mit Zürich geschlossen wird.

In Zürich selber wacht Elisabeth über die Wahl des Bürgermeisters und seines Stellvertreters, sie verleiht das Markt-, Münz- und Zollregal, bestimmt Masse und Gewichte und führt das «Generalsekretariat» der Stadt. Sie ist – obwohl Geistliche – mehr Herrscherin als Seelsorgerin. Das belegen die rund 140 Urkunden, die von ihr noch erhalten sind. Jeder Landwechsel in ihrem Hoheitsgebiet geht über ihren Tisch. Darüber hinaus übernimmt die Fürstäbtissin repräsentative Aufgaben. Erst vier Jahre im Amt fällt ihr die hohe Ehre zu, König Rudolf von Habsburg zu empfangen, der im Fraumünster Quartier bezieht.

Elisabeth ist also mehr als eine herausragende Administratorin. Sie pflegt den Umgang mit gebildeten Kreisen, und ihrem Sinn für die schönen Dinge verdanken wir ihr bis heute sichtbares kulturelles Vermächtnis. Das 13. Jahrhundert ist die Zeit des Minnesangs. Der Sänger Johannes Hadlaub preist den Beitrag Elisabeths zur Entstehung der Manesse-Handschrift, einer der kostbarsten Gaben des Mittelalters, was in Gottfried Kellers Novelle *Hadlaub* seinen Nachhall findet. Auch der Elisabeth geneigte Bischof von Konstanz und natürlich die Patrizierfamilie Manesse sollen zu diesem Förderzirkel gehören. Ob die Behauptungen Hadlaubs jedoch stimmen, ist heute umstritten.

Umzeichnung des Siegels der Äbtissin von Wetzikon

Handfester sind die architektonischen Noten, die Elisabeth in Zürich gesetzt hat. So führt sie in der Limmatstadt die Gotik ein, die im Querschiff des Fraumünsters zum ersten Mal auftritt. Eine noch heute sichtbare Inschrift erinnert an die Urheberin. Dass Elisabeth derart aktiv im öffentlichen Leben steht, hat zwar hauptsächlich mit ihrem Amt, aber auch mit dem damaligen Zeitgeist zu tun. Im spätmittelalterlichen Zürich haben die Frauen ihre feste Stellung in der Berufswelt. Im 14. Jahrhundert gibt es in Zürich sogar eine reine Frauenzunft, die der Seidenweberinnen. Erst die Reformationszeit weist den Frauen die Rolle der fürsorgenden Hausmutter zu.

Schloss Wetzikon, Kupferstich von David Herrliberger, 1754

Was Männer über Frauen sagten:

«Schwachheit,
dein Name ist Weib.»

William Shakespeare

«Das Naturell
der Frauen ist so nah
mit Kunst verwandt.»

Johann Wolfgang von Goethe

«Im Leben einer Frau
zählt nur die Jugend.»

Henry de Montherlant

Zimmerli of Switzerland

Pauline Zimmerli-Bäurlin (1829 – 1914)

Ein Unterhemd für Silvester Stallone

Verena Parzer Epp

Die Fabrikhalle in Aarburg

Alles beginnt 1871 mit einer existenzbedrohenden Niederlage. Der Aarburger Industrielle Johann Zimmerli hat die Entwicklung der Anilinfarben verpasst und muss seine Rotfärberei schliessen. Zimmerli und seine Frau Pauline suchen mit Hochdruck nach einer neuen Einkommensquelle, immerhin haben sie sieben Kinder zu ernähren.

In der Zeitung lesen die Eheleute von einem Amerikaner in Ypsilanti (Michigan), der eine Strickmaschine für Socken und Strümpfe erfunden hat –, und sie bestellen sie. Das Risiko, das sie dabei eingehen, lohnt sich. Die von ihnen gefertigten Strümpfe finden grossen Anklang im Freundes- und Bekanntenkreis, und bald schon können Pauline und Johann Zimmerli die ersten Arbeiterinnen einstellen.

Der grosse Durchbruch gelingt wenige Jahre später, als die ehemalige Handarbeitslehrerin Pauline als Erste das Stricken von Hand (zwei links, zwei rechts) auf die Maschine überträgt und damit den Grundstein für einen neuen Industriezweig legt: die Schweizer Trikotindustrie. Mit der von ihr erfundenen 2-Nadel-Strickmaschine kann das Unternehmen gerippte Stoffe und Unterwäsche in exklusiver Qualität herstellen. Die hochpreisigen Produkte werden bereits ab 1879 in Paris vertrieben. Und es geht solide bergauf. 1890 wird ausgebaut und die Produktion in eine neue Fabrikhalle verlegt.

Bis heute hat das Unternehmen seinen Sitz in Aarburg, von wo aus es in die ganze Welt exportiert. Die Positionierung im Luxussegment ist geblieben. Ganz selbstverständlich greifen Hollywoodstars – und nicht nur sie – immer wieder auf den eng anliegenden Feinripp aus der Schweiz zurück. So trägt ihn Silvester Stallone in *Rocky* oder Keanu Reeves in *The Matrix*.

Die 1-Nadel-Strickmaschine, mit der alles begann

Die für die Produktion benötigten Garne wurden oft in Heimarbeit hergestellt.

Gosteli-Stiftung

Else Züblin-Spiller (1881 – 1948)

Gute Kost ohne Promille

Verena Parzer Epp

Eine der vielen Soldatenstuben

Else Spiller ist die Tochter eines Sulzer-Monteurs, der schon mit 39 Jahren an Tuberkulose stirbt. Der frühe Verlust des Vaters und die finanziell knappen Verhältnisse der Familie haben grossen Einfluss auf ihr Leben, kennt sie doch die Probleme der armen Leute aus erster Hand.

Die ersten Berufserfahrungen macht die junge Frau als Papeterieverkäuferin und als Kellnerin. Dann entdeckt sie ihre journalistische Gabe, reist in die europäischen Grossstädte und berichtet über deren Slums. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist ein Wendepunkt in ihrem Leben: «Jetzt braucht man Taten statt Worte», soll sie gesagt haben. Und sie wird aktiv. Ein grosses Problem der damaligen Zeit ist der grassierende Alkoholismus. Else Spiller weiss dagegen ein Mittel: Sie übernimmt die Leitung des Schweizer Verbands Soldatenwohl, des Vorläufers der heutigen sv Group. Zusammen

mit vielen Helferinnen ruft sie bis 1918 gegen 1000 «Soldatenstuben» ins Leben, in denen Kaffee, Tee und Kuchen gereicht werden, aber kein Alkohol.

Der zweite Wendepunkt im Leben von Else Spiller ist eine Studienreise in die USA im Jahr 1919. Hier trifft sie nicht nur Ernst Züblin, die Liebe ihres Lebens, sondern findet auch die Inspiration für ihr nächstes Projekt: alkoholfreie Betriebskantinen mit gesundem, preiswertem Essen. 1920 wird der Schweizer Verband Soldatenwohl in den Schweizer Verband Volksdienst umbenannt. Diese Geschäftsidee trägt bald Früchte, es können industrielle und öffentliche Betriebe wie die SBB oder die PTT dafür gewonnen werden.

Das Wirken der engagierten Unternehmerin hat noch weitere Facetten: Ihre Aktivitäten dehnt sie auch auf die Soldaten- und später auf die Arbeiterfürsorge aus. Während des Zweiten Weltkriegs werden erneut zahlreiche Soldatenstuben eingerichtet. Ausserdem fördert sie viele Mitarbeiterinnen und leistet so einen pragmatischen Beitrag zur Frauenemanzipation. 1941 verleiht ihr die Universität Zürich die Ehrendoktorwürde.

Bis an ihr Lebensende ist Else Züblin-Spiller davon überzeugt, dass Unternehmertum und sozialpolitisches Engagement keine Gegensätze sind: «Helfen Sie mir mit, mein Lebensideal auf möglichst viele Menschen zu übertragen, nämlich, dass es nicht damit getan ist, ein Komitee einzusetzen, das für andere sorgen will, sondern dass von Mensch zu Mensch geholfen werden soll.»

Bei einem Weihnachtsessen des SV Service

Frauen in der modernen Schweiz

Lange mussten die Frauen um ihre Rechte und Freiheiten kämpfen. In der Schweiz sogar besonders lang. Die Beharrlichkeit der Pionierinnen hat sich allerdings gelohnt. Frauen haben heute nicht nur die gleichen Rechte wie Männer, sondern auch vergleichbare Chancen. Viele nutzen sie. Und machen die Schweiz damit vielfältiger, moderner und lebenswerter.

Katy Foraz
Projektmanagerin Cern

Die Frau hinter den Elementarteilchen: Katy Foraz koordiniert die Aktivitäten für die Teilchenbeschleuniger des Cern.

Keystone, Agence VU, Steeve Iuncker

Madeleine Gay
Önologin Provins Valais

Mutter des autochthonen Weins: Die Önologin hat früh das Potenzial der alten einheimischen Rebsorten erkannt und feiert damit grosse Erfolge.

Keystone, Jean-Christophe Bott

Tanja Grandits
Koch des Jahres 2014

Eine unkopierbare Handschrift: Die Chefin des «Stucki» in Basel hat sich in der Männerwelt der Spitzenköche mit ihrer femininen Linie durchgesetzt.

Sonja Schobinger

Rita Hermanns Stengele
Co-Geschäftsführerin Friedlipartner

Lieber draussen als nur im Büro: Die promovierte Bauingenieurin und Entsorgungsspezialistin packt Probleme gerne selber an.

Christian Beutler/NZZ

Mélanie Huber
Theaterregisseurin

Ausgezeichnete Tätigkeit: Die studierte Germanistin und Regisseurin ist für ihre Arbeiten mehrfach ausgezeichnet worden.

Keystone, Christian Beutler

Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch
Staatssekretärin, Direktorin des SECO und der Direktion für Aussenwirtschaft

Diplomatie des Handels: Als Kind wollte die Juristin Opernsängerin werden, doch auch als Staatssekretärin bewegt sie sich auf der grossen Bühne.

Keystone, Gaëtan Bally

Petra Jenner
Country Manager Microsoft Schweiz

Mit Herz und Verstand: In den Teppichetagen brauche es mehr Empathie, meint die langjährige IT-Managerin.

Keystone, Christian Beutler

Monisha Kaltenborn
Sauber Team-Chefin

Die Frau in der Formel 1: Die Juristin findet es schön, dass sie «ganz natürlich» und nicht per Frauenquote zur Sauber-Chefin geworden ist.

Keystone, Elisabeth Real

Bice Curiger
Kuratorin

Kunst der Direktion: Die Kunstwissenschafterin versteht es, auch den alten Meistern neues Leben einzuhauchen.

Keystone, Gaëtan Bally

Gabriela Manser
Chefin der Gontenbad Mineralquelle

Die innovative Wasserfrau: Der Kindergärtnerin ist der Wechsel in den Chefsessel bestens geglückt, nicht zuletzt dank ihrer Freude an der Innovation.

Keystone, Gaëtan Bally

Carolina Müller-Möhl
Präsidentin Müller-Möhl Group und Müller-Möhl Foundation

Advokatin der Frauen: In all ihren Mandaten macht sich die Unternehmerin für die Frauen stark. Auch als Stiftungsrätin von Avenir Suisse.

Thomas Buchwalder

Seraina Rohrer
Direktorin Solothurner Filmtage

Mehr Drama: Der «Konsens vom Konsens» ist langweilig. Die Filmwissenschafterin plädiert für mehr Mut und weniger Kleingeist beim Film.

Keystone, Gaëtan Bally

Claudia Santini
Forscherin am IBM-Forschungslabor Rüschlikon

Neugierig wie Odysseus: Die aus Sizilien stammende promovierte Elektroingenieurin wollte schon immer Forscherin werden.

Christian Beutler/NZZ

Marianne Schmid
Ärztin

Für Menschen im Einsatz: Ob bei der Rega früher oder heute am Universitätsspital – die Oberärztin ist zur Stelle, wenn Menschen Hilfe brauchen.

Keystone, Elisabeth Real

Ly-Ling Vilaysane
Modeschöpferin

Kleider mit Persönlichkeit: Die Appenzeller Designerin mit fernöstlichem Hintergrund hat sich ihren Traum zum Beruf gemacht.

Keystone, Alessandro Della Bella

Anhang

— Literatur _ 184

— Abbildungsverzeichnis _ 192

— Autorenverzeichnis _ 194

— Danksagung _ 197

Literatur

Lily Abegg

Abegg, Lily (1973): Japans Traum vom Musterland: der neue Nipponismus. München: Desch.

Abegg, Lily (1970): Ostasien denkt anders: eine Analyse des west-östlichen Gegensatzes. München: Desch.

Abegg, Lily (1957): Im neuen China. Zürich: Atlantis-Verlag.

Kramers, Robert P. (1974): Lily Abegg in memoriam. In: Asiatische Studien. Vol. 28 (1974). Bern: Lang, 81–84.

Kux, Ernst (1974): Zum Tode von Lily Abegg. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.8.1974.

Matsubara Hisako (1973): Bei aller Nachsicht… In: Die Zeit, 12.10.1973

Ursula Andress

Helg, Martin (2012): Bond und die Frauen. In: NZZ am Sonntag, 19.8.2012.

Maurer, Andreas (2006): Die Schaumgeborene. In: Neue Zürcher Zeitung, 18.3.2006.

Maurer, Andreas (2003): Pierrot in der Luft. In: Neue Zürcher Zeitung, 9.4.2003.

Meier, Patrick; Durant Philippe (2009): Ursula Andress. Lausanne: Favre.

Verena Conzett

Conzett, Verena (1929): Erstrebtes und Erlebtes. Autobiografie. Zürich: Conzett und Huber. Neuausgabe: Zürich (2013): Conzett Verlag (als E-Book).

Joris, Elisabeth (1988): Verena Conzett (1861–1947). Zürich: Historischer Verein Aussersihl, Kanzlei-Bibliothek.

Treichler, Hans Peter (2011): Die Arbeiterin in Zürich um 1900: Sozialgeschichtliches auf den Spuren Verena Conzetts. Zürich: Conzett Verlag.

Marie Dentière

Backus, Irene (1991): Marie D. In: Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français 137, 177–195.

Graessle, Isabelle (2003): Vie et légendes de Marie Dentière. In: Bulletin du Centre protestant d'études de Genève 55/1, 3–22 (gefolgt von Auszügen aus dem Werk von Marie Dentière).

Mc Kinley Mary B (2004): Epistle to Marguerite de Navarre; and Preface to a sermon by John Calvin. Marie Dentière, 1495–1561. Chicago: University of Chicago Press.

Zimmerli-Witschi, Alice (1991): Marie Dentière. Gibt es zwei Evangelien – eins für Männer und eins für Frauen? In: Schritte ins Offene. Nr. 4/1991.

Anna-Joséphine Dufour-Onofrio

Bergmann, N. (1910): Die industrielle Frau: Josephine Dufour. In: Villiger-Keller, Gertrud (Hrsg.): Die Schweizer Frau. Neuenburg: Zahn, 166–215.

Wagner, Alfons (1947): Josephine Dufour-Onofrio. In: Ringiers Unterhaltungsblätter, 9.8.1947.

Regula Engel-Egli

Engel, Regula (1821): Lebensbeschreibung der Wittwe des Obrist Florian Engel von Langwies, in Bündten, geborner Egli von Fluntern, bey Zürich: enthaltend: die Geschichte ihres Herkommens, Jugendschicksale, Verheurathung, und weitläufigen Reisen im Gefolge der französischen Armeen durch ganz Frankreich, die Niederlande, Italien, Spanien, Portugall, die Oesterreichischen und Preussischen Staaten, Deutschland, und besonders auch der Expedition in Egypten, und einer spätern Reise nach Amerika. Zürich. Neuausgabe: Frau Oberst Engel (2009): Memoiren einer Amazone aus Napoleonischer Zeit. Zürich: Limmat Verlag.

Muscionico, Daniele (2011): Napoleons Amazone. In: Starke Schweizer Frauen. 24 Portraits. Zürich: Limmat Verlag, 150–155.

Schudel-Benz, Rosa (1934): Eine Schweizer Amazone in napoleonischen Diensten. In: Die Frau in der Schweiz. Zürich: Sauter, 26–29.

Elisabeth Feller

Binkert, Max (1959): Die Frau als Unternehmerin. Ein Gespräch mit Frau Elisabeth Feller. In: Monatsschrift für Absatztechnik, Laufenburg: Max Binkert & Co., 261–292.

Joris, Elisabeth; Knoepfli, Adrian; Hajnoczky, Peter (1996): Eine Frau prägt eine Firma: zur Geschichte von Firma und Familie Feller. Zürich: Chronos.

Pflüger, Susann L. (2012): Elisabeth Feller. Zürcher Unternehmerin. In: Neujahrsblatt der Gesellschaft zu Fraumünster auf das Jahr 2013, 7–21.

Augusta Gillabert-Randin

Gillabert-Randin, Augusta (1925): Die Bedeutung der schweizerischen Landwirtschaft und die Aufgabe der Bäuerin. In: Frauenzeitung Berna, 44–45.

Moser, Peter; Gosteli, Marthe (2005): Une paysanne entre ferme, marché et associations. Textes d'Augusta Gillabert-Randin 1918–1940. Baden: hier + jetzt.

Marthe Gosteli

Dueblin, Christian (2012): Monatsinterview Dezember: Dr. h.c. Marthe Gosteli. In: Xecutives.net. The Swiss Management Network.

Gosteli, Marthe (2002): Vergessene Geschichte: illustrierte Chronik der Frauenbewegung 1914–1963. Bern: Stämpfli.

Högger, Anna-Elisabeth (1995): «Die Frau ist noch immer die grosse Unbekannte in der Geschichte». Die Frauenrechtlerin Marthe Gosteli erhält der Ehrendoktortitel der Universität Bern. In: Der Bund, 30.11.1995.

Marie Grosholtz

Berridge, Kate (2006): Waxing mythical: the life and legend of Madame Tussaud. London: John Murray.

Lätt, A. (1925): Die romantische Geschichte Madame Tussauds. In: Neue Zürcher Zeitung, 24.5.1925.

Staël, Arnold de (1940): Wachsfiguren: der Lebensroman der Schweizerin Marie Tussaud. Zürich: Schweizer Druck- und Verlagsanstalt.

Stalder, Helmut (2010): Madame Tussaud. Geschäfte mit Köpfchen. In: Der Beobachter, Nr. 22.

Gertrud Haemmerli-Schindler

Bernet-Haemmerli, Meyeli (1993): Erinnerungen an meine Eltern. Stäfa: Zürichsee Druckereien.

Haemmerli-Schindler, Gertrud; Billeter Grand, Annina (1957): 25 Jahre Mütterhilfe (1932–1957). Zürich.

Haemmerli-Schindler, Gertrud (1955): Die Aufgabe der Frau in der Gemeinschaft. Vortrag, gehalten an der Delegiertenversammlung 1955 des Bundes Schweizerischer Frauenvereine. Zürich: Bund Schweizerischer Frauenvereine.

Haemmerli-Schindler, Gertrud (1947): Zürcherfrauen erleben den Zivilen Frauenhilfsdienst 1939–1945. Zürich: Kommissionsverlag Beer.

Oswald, Suzanne (1973): Gertrud Haemmerli-Schindler zum 80. Geburtstag. In: Neue Zürcher Zeitung, 9.9.1973.

Marie Heim-Vögtlin

Lange, Helene (1925): Dr. Marie Heim-Vögtlin, die erste Schweizer Ärztin. In: Die Frau: Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Organ des Bundes Deutscher Frauenvereine. Berlin: Herbig.

Siebel, Johanna (1933): Das Leben von Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin, der ersten Schweizer Ärztin, 1845–1916. Zürich: Rascher.

Müller, Verena E. (2008): Marie Heim-Vögtlin – die erste Schweizer Ärztin (1845–1916). Ein Leben zwischen Tradition und Aufbruch. Baden: hier + jetzt.

Elise Honegger

Autor unbekannt (ca. 1890): Elise Honegger. Redaktorin der Schweizer Frauenzeitung. In: Die Fortbildungsschülerin. Illustriertes Lehrmittel für Mädchen-Fortbildungsschulen. Nr. 8.

Schweizer Frauenzeitung (1912): Zum Tod von Elise Honegger, 24.11.1912.

Angelika Kauffmann

Alioth, Gabrielle (2007): Der prüfende Blick. Roman über Angelica Kauffmann. Zürich: Nagel & Kimche.

Baumgärtel, Bettina (1990): Angelika Kauffmann (1741-1807). Bedingungen weiblicher Kreativität in der Malerei des 8. Jahrhunderts. In: FU Berlin (Hrsg.): Ergebnisse der Frauenforschung. Bd. 20.

Ribi, Thomas (1999): Schöne Seele und Malerin der Grazien. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.6.1999.

Röttgen, Steffi (1968): Angelika Kauffmann und ihre Zeitgenossen. In: Neue Zürcher Zeitung, 17.11.1968.

Schindler, Felix (2007): Als die Welt nach Angelika verrückt war. In: Tages-Anzeiger, 19.11.2007.

Emilie Kempin-Spyri

Hildebrandt, Irma (2006): Ohne Stimmrecht kein Amt: die erste Juristin der Schweiz: Emilie Kempin-Spyri. In: Mutige Schweizerinnen, 47–60. Kreuzlingen: Hugendubel.

Hasler, Eveline (1991): Die Wachsflügelfrau: Geschichte der Emilie Kempin-Spyri. Roman. Zürich: Nagel & Kimche.

Kempin, Agnes Emilie (1936): Die erste Schweizer Juristin. In: National Zeitung, 27.9.1936.

Tanner, Jakob (2008): Frauen unter Diskriminierungsdruck. Karrierebrüche im Leben von Emilie Kempin-Spyri. Vortrag an der Universität Zürich anlässlich der Feier für Emilie Kempin-Spyri. Zürich: Universität Zürich.

Marion van Laer-Uhlmann

Bonetti, Ursula (2002): Weisses Kreuz und Rotes Kreuz: als Rotkreuzfahrerin (FHD) im Aktivdienst, 1938-1949. Marion van Laer-Uhlmann. Meilen: Walter-Verlag.

Gertrud Lutz-Fankhauser

Frei, Nicole Eva (2011): «Your duty, your reward – your destiny – are here and now!»: der aussergewöhnliche Lebensweg der Bernerin Gertrud Lutz-Fankhauser. Zürich.

Kanyar Becker, Helena (2006): Gertrud Lutz-Fankhauser: Diplomatin und Humanistin. Basel: Schwabe.

Obermüller, Klara (1975): Ein Leben für die Leidtragenden. Das weltweite Wirken der Bernerin Gertrud Lutz. In: Femina, 14.05.1975.

Tschuy, Theo (1995): Carl Lutz und die Juden von Budapest. Zürich: NZZ Libro.

Gilberte Montavon

Bregnard, Damien (2001): Gilberte de Courgenay: die Jahre 1914-1918. Basel: Klärly et Moritz Schmidli.

In der Gand, Hanns (1957): Gilberte de Courgenay (Nachruf) in: Neue Zürcher Zeitung, 11.5.1957.

Jubin, Serge (2001): En retrouvant Gilberte de Courgenay, le Jura renoue avec cette Suisse alémanique si longtemps rejettée. In: Le Temps, 19.4.2001.

Schmutz, Janine (2003): Idéal de femme suisse. Die Heldin des Schweizer Spielfilms «Gilberte de Courgenay» (1941) als Frauenleitbild. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte. Bd. 53, 174–196.

Anna Mürset

Bloch, Emmi (1957): Anna Mürset zum 70. Geburtstag. In: Schweizer Frauenblatt, 26.7.1957.

Jollos, Nadia (1953): Zu einem Rücktritt. In: Neue Zürcher Zeitung, 14.8.1953.

Lysès, Charlotte (1953): La femme chez elle. In: Radio Suisse, 21.8.1953.

Mürset, Anna (1942): Arbeitsmarkt und Einschränkung der Frauenarbeit. Zürich: Schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe.

Suzanne Necker-Curchod

Boon, Sonja (2001): The Life of Madame Necker: Sin, Redemption and the Parisian Salon. London: Pickering & Chatto.

Bredin, Jean-Denis (1999): Une singulière famille: Jacques Necker, Suzanne Necker et Germaine de Staël. Paris: Fayard.

Corbaz, André (1945): Madame Necker (née Suzanne Curchod): humble Vaudoise et Grande Dame. Lausanne: Payot.

Necker-Curchod Suzanne (1802): Reflexions sur le Divorce. Paris.

Scheurer-Demmler, Helene (1937): Madame Necker-Curchod. Zur 200. Wiederkehr ihres Geburtstages. In: Zentralblatt. Organ des gemeinnützigen Frauenvereins, 20.8.1937.

Iris von Roten

Roten, Iris von (1958): Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau. Bern: Hallwag. Neuausgabe: 5. Auflage. Zürich 1997: eFeF.

Köchli, Yvonne-Denise (1992): Eine Frau kommt zu früh. Das Leben von Iris von Roten. Zürich: Weltwoche-ABC.

Meichtry, Wilfried (2007): Verliebte Feinde. Iris und Peter von Roten. Zürich: Ammann.

Trüb, Maria (1958): Iris von Rotens «Frauen im Laufgitter». In: Die Schweizerin, Heft 2.

Flora Ruchat-Roncati

Carrard, Philippe; Ruchat-Roncati, Flora (1998): Katalog zur Ausstellung Flora Ruchat-Roncati vom 12. Dezember 1997 bis 22. Januar 1998, ETH-Zentrum Zürich. Zürich: ETH, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur.

Hollenstein, Roman (2012): Grosse Tessiner Architektin: zum Tod von Flora Ruchat-Roncati. In: Neue Zürcher Zeitung, 29.10. 2012.

Ruchat, Anna (2010): Volo in ombra. Pescara: Quarup.

Meta von Salis

Bollinger, Andrea (2005): Frauenwahlrecht und Edelmenschen. Meta von Salis – das Dilemma einer konservativen Feministin. In: Neue Zürcher Zeitung, 26.2.2005.

Graf, Emma (1923): Eine schweizerische Vorkämpferin für die Rechte der Frau. In: Jahrbuch der Schweizerfrauen, Band 7, 11–23.

Kym, Hedwig (1929): In memoriam Meta von Salis-Marschlins. Chur: Schuler.

Klaas Meilier, Brigitta (2005): Hochsaison in Sils-Maria: Meta von Salis und Friedrich Nietzsche: zur Geschichte ihrer Begegnung. Basel: Schwabe Verlag 2005.

Salis-Marschlins, Meta von (1897): Philosoph und Edelmensch: ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsches. Leipzig: Naumann. Neuauflage: Schutterwald/Baden: Wissenschaftlicher Verlag. 2000.

Heidi Schelbert-Syfrig

Blatter, Marie-Luise (1991): Umweltökonomie und Frauen in der Wirtschaft. (Interview mit Heidi Schelbert-Syfrig.) In: Basler Zeitung, 31.10.1991.

Purtschert, Patricia (2010): Früh los: im Gespräch mit Bergsteigerinnen über siebzig. Baden: hier + jetzt.

Schelbert-Syfrig, Heidi (2006): Arbeit für Ältere - was richtet der Markt, was soll der Staat? Reflexionen über zwei Studien von Avenir Suisse und der Zürcher Kantonalbank. Zürich: Zürcher Kantonalbank.

Schelbert-Syfrig, Heidi (1993): Die Übernutzung der natürlichen Umwelt: eine wirtschaftliche Dummheit. In: Uni Zürich, Jg. 24 (1993). Nr. 1, 31–33.

Emma Stämpfli-Studer

Benz, Bruno (2009): Eine Pionierin der ausserfamiliären Kinderbetreuung. In: Die Marginalie. Stämpfli AG. Nr.1/2009, 22–24.

Debit-Vogel, Agnes (1930): Emma Stämpfli Studer. In: Berna, 7.2.1930.

Rossetti, Brigitte (1996): Wenn Frauen als Witwen Karriere machen. In: Der Bund, 13.8.1996.

Stämpfli-Studer, Emma (1917): Kochbüchlein für schwere Zeiten im vierten Kriegswinter 1917. Bern: Stämpfli & Cie.

Stämpfli-Studer, Emma (1908): Die Entwicklung des Krippenwesens in der Schweiz. Zürich: Fretz.

Sophie Taeuber-Arp

Gallwitz, Klaus (2008): Licht auf Arp: Hans Arp und Sophie Taeuber-Arp aus der Sammlung des Landes Rheinland-Pfalz. Düsseldorf: Richter.

Muscionico, Daniele; Aksoy, Arifé Aksoy (2010): Die mannhaft Unsichtbare. In: Weltwoche, Nr. 45.

Papst, Manfred (2009): Die Frau auf der Fünfzigernote. In: NZZ am Sonntag, 1.11.2009.

Valangin, Aline (1954): Zur Nachlassausstellung Sophie Täuber-Arp. In: Der Bund, 14.3.1954.

Anna Tumarkin

Barth, Hanns: (1951): Anna Tumarkin (Nachruf). In: Neue Zürcher Zeitung, 20.8.1951.

Rogger, Franziska; Bankowski, Monika (2010): Ganz Europa blickt auf uns! Das schweizerische Frauenstudium und seine russischen Pionierinnen. Baden: hier + jetzt.

Rogger, Franziska (1999): Der Doktorhut im Besenschrank: das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen - am Beispiel der Universität Bern. Bern: eFeF.

Tumarkin, Anna (1948): Wesen und Werden der schweizerischen Philosophie. Frauenfeld: Huber.

Aline Valangin

Hächler, Beat (2000): Das Klappern der Zoccoli. Literarische Wanderungen im Tessin. Zürich: Rotpunktverlag.

Kamber, Peter (2000): Geschichten zweier Leben – Wladimir Rosenbaum und Aline Valangin. Zürich: Limmat Verlag.

Linsmayer, Charles (1987): Aline Valangin. In: Literarisches Kalenderblatt. Nr. 10.
Trösch, Ursy (1979): Wenn ich mein Haus auf den Rücken nehmen könnte. In: Coop-Zeitung, 18.1.1979.

Elisabeth von Wetzikon

Baumer, Helene (1985): Elisabeth von Wetzikon: Äbtissin am Fraumünster 1270–1298. In: Professionelle. Nr. 10.
Pflüger, Susann L. (2009): Elisabeth von Wetzikon. In: Neujahrsblatt der Gesellschaft zu Fraumünster auf das Jahr 2010.
Vogelsanger, Peter (1994): Zürich und sein Fraumünster. Zürich: NZZ Libro.

Pauline Zimmerli-Bäurlin

Autor unbekannt, Kürzel «A. Z.» (1934): Aus dem Leben einer Schweizerin. In: Schweizerische Arbeitslehrinnen-Zeitung, 15.12.1934.
Mittler, Otto; Boner, Georg (1958): Zimmerli-Bäurlin, Ida Pauline. In: Biographisches Lexikon des Aargaus. 1803–1957. Aarau: Sauerländer & Co., 905.
Müller, Elisabeth (1938): Den Frauen des Aargau. In: Zentralblatt, 20.6.1938.

Else Züblin-Spiller

Bierbaum, Willi (1941): Else Züblin-Spiller 60-jährig. In: Neue Zürcher Zeitung, 1.10.1941.
Flatau, Else (1940): Einer Frau Wille und Weg. In: Die Weltwoche, 5.1.1940., Nr. 321.
Hausknecht, E. (1951): Else Züblin-Spiller 1881–1948. In: Schweizer Frauenkalender/Jahrbuch der Schweizerfrauen 1951, 161–171.
Kull, Ernst (1942): Im Dienste des Volkes. Zürich: Schweizer Verband Volksdienst. 1942.
Oswald, Suzanne (1968): Else Züblin Spiller. Biographie. Schweizer Heimatbücher, 134. Bern: Haupt.
Ruetz, Bernhard (2014): Pionierin der Gemeinschaftsgastronomie. Die einzigartige Geschichte der SV Group. In: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, 101. Zürich: Verein für wirtschaftshistorische Studien.

Abbildungsverzeichnis

20 Peter Lang Verlagsgruppe | 22 Atlantis-Verlag | 23 Gosteli-Stiftung, biografische Notizen Nr. 545 | 24 Keystone | 26, 27 Heinz Andress | 28, 30 Conzett Verlag | 31, 32 Schweizerisches Sozialarchiv | 34, 35 Atelier Roger Pfund, Imaginäres Portrait von Marie Dentière, Druck auf Leinen, Genf. 2009. inv. n° 2009-011. | 37 Christina L. Griffiths | 38 Hedwig Scherrer. In: Villiger-Keller, Gertrud (1910): Die Schweizer Frau. Neuenburg: Zahn. | 40, 41 Sefar AG | 42 Limmat Verlag | 44 Zentralbibliothek Zürich | 45 Wikimedia Commons | 46 Gosteli-Stiftung | 48, 49 Feller AG | 51–54 hier+jetzt | 57 Pia Neuenschwander | 58, 59 Fotosammlung Gosteli-Stiftung | 60–63 Schweizer Druck- und Verlagsanstalt | 64–68 Fotosammlung Gosteli-Stiftung | 70 Zentralbibliothek Zürich | 72–74 Fotosammlung Gosteli-Stiftung | 76 Schweizer Frauen-Zeitung | 78 Die Fortbildungsschülerin (um 1890) | 79 Schweizerisches Sozialarchiv | 81, 83 Angelika Kauffmann Selbstbildnis, um 1780/1781, Öl auf Leinwand, 93 x 76,5 cm, @Bündner Kunstmuseum Chur, Depositum der Gottfried Keller-Stiftung (1945) | 82 Angelika Kauffmann, Bildnis Anne Loudoun, Lady Henderson of Fordell, 1771, Öl auf Leinwand, 128 x 103 cm, Angelika Kauffmann Museum, Schwarzenberg | 84 Angelika Kauffmann, Venus zeigt Aeneas und Achates den Weg nach Karthago 1768, Öl auf Leinwand, 112 x 98 cm, Wirtschaftskammer Vorarlberg, Feldkirch | 88 Universitätsarchiv Bern | 88 Schweizerisches Sozialarchiv | 89 Universität Zürich | 90 Schweizerisches Sozialarchiv | 90 Zentralbibliothek Zürich | 92–95 Walter-Verlag, Meilen | 96–99 Gosteli-Stiftung, Bestand, Nr. 550. | 100 Hotel de la Gare, Courgenay | 102 oben Hotel de la Gare, Courgenay | 102 unten Gosteli-Stiftung, Biografische Notizen Nr. 2331 | 103 Gosteli-Stiftung, Biografische Notizen Nr. 2331 | 104, 106 Fotosammlung Gosteli-Stiftung | 107 Schweizerisches Sozialarchiv | 108, 110 Fondation Othenin d'Haussonville | 110 Zentralbibliothek Zürich | 112, 113 Fotosammlung Gosteli-Stiftung | 115 oben Fotosammlung Gosteli-Stiftung | 115 unten Comenius-Antiquariat, Hilterfingen | 116 Anna Ruchat | 118 Archivio del Moderno, Mendrisio, Fondo Aurelio Galfetti, Foto Pino Brioschi | 119 Mendrisio, Archivio del Moderno, Fondo Flora Ruchat-Roncati | 120 Aurelio Galfetti, Flora Ruchat-Roncati, Ivo Trümpy, Haus Ruchat in Morbio Inferiore, 1966 – 1967. Archivio del Moderno; Mendrisio, Fondo Flora Ruchat-Roncati, Foto von Alberto Flammer | 121 Flora Ruchat-Roncati, Renato Salvi, Autobahn N16

Transjurane, 1989–1998, Ansicht der Lüftungszentrale und des Tunnelportals in Terri Nord. Archivio del Moderno, Mendrisio, Fondo Flora Ruchat-Roncati, Foto von Alberto Flammer | 122 Schweizerisches Sozialarchiv | 124 Universitätsbibliothek Basel | 125 Archiv NZZ | 126 Staatsarchiv Graubünden | 128 hier+jetzt | 129 Universität Zürich | 131 hier+jetzt | 132–136 Stämpfli AG | 138 Nic Aluf, Sophie Taeuber-Arp mit Dada-Kopf, Zürich 1920 © Stiftung Hans Arp und Sophie Taeuber-Arp e.V., Rolandseck | 140 Schweizerische Nationalbank | 141 Schweizerisches Sozialarchiv | 142 Zentralbibliothek Zürich | 144 Universitätsarchiv Bern, Foto Franziska Rogger | 145 oben Universitätsarchiv Bern | 145 unten Fotosammlung Gosteli-Stiftung | 148–150 Limmat Verlag | 152, 153 Gesellschaft zu Fraumünster, Neujahrsblatt der Gesellschaft zu Fraumünster auf das Jahr 2010 | 155 Wyss, Georg von (1851–1858): Geschichte der Abtei Zürich. Zürich: Meyer und Zeller | 156 Schloss Wetzikon, Stich, Universitätsbibliothek Bern, Sammlung Ryhiner | 158–161 Zimmerli of Switzerland | 162–165 Gosteli-Stiftung, Bestand 180 | 168 Katy Foraz, Keystone, Agence VU, Steeve Iuncker | 169 Keystone, Jean-Christophe Bott | 170 Sonja Schobinger | 171 Christian Beutler, NZZ | 172 Keystone, Christian Beutler | 173 Keystone, Gaëtan Bally | 174 Keystone, Christian Beutler | 175 Keystone, Elisabeth Real | 176 Keystone, Gaëtan Bally | 177 Keystone, Gaëtan Bally | 178 Thomas Buchwalder | 179 Keystone, Gaëtan Bally | 180 Christian Beutler, NZZ | 181 Keystone, Elisabeth Real | 182 Keystone, Alessandro Della Bella

Unser Dank gilt allen, die uns freundlicherweise Abdruckrechte erteilt haben. Einige Urheberrechte konnten trotz umfangreicher Recherche nicht geklärt werden. Wir bitten allfällige Rechteinhaber, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzen.

Autorenverzeichnis

Verena Parzer Epp *(**Herausgeberin**) sorgt online wie offline für leichtere Verdaulichkeit der zum Teil schweren wirtschaftspolitischen Inhalte von Avenir Suisse. Sie ist auch verantwortlich für den Internetauftritt und füttert die sozialen Medien. In früheren Funktionen war die Ökonomin und zweifache Mutter Mitglied der NZZ-Redaktion, Finanzanalystin und Geschäftsführerin eines ICT-Start-ups.*

Claudia Wirz *(**Herausgeberin**) gehört seit 1994 der NZZ-Redaktion an. Ob Gleichstellungsfragen, Bildungspolitik oder Agrarhandel – gesellschafts- und ordnungspolitische Zeitfragen sind die Themen, mit denen sie sich am liebsten journalistisch auseinandersetzt. Die studierte Sinologin ist Mitglied der Friedrich-A.-von-Hayek-Gesellschaft, der Gesellschaft Schweiz-China und des Landwirtschaftlichen Forschungsrats des Bundesamtes für Landwirtschaft.*

Sibylle Egloff *ist Teamassistentin bei Avenir Suisse. Das ist nur eine von ihren vielen Rollen: Studentin, freie Journalistin, Nachhilfelehrerin, Fitness-Bloggerin – die Tätigkeiten der angehenden Literaturwissenschafterin und Historikerin aus Wettingen (AG) sind breit gefächert. Seit 2012 erledigt sie Administratives und Finanzen in Teilzeit für Avenir Suisse.*

Simone Hofer, *Ökonomin, ist nach über zehn Jahren bei der UBS 2013 als externe Projektpartnerin zu Avenir Suisse gestossen. Hier kümmert sich die dreifache Mutter und Ausdauersportlerin schwergewichtig um «avenir aktuell», das dreimal jährlich erscheinende Informationsbulletin in Print, und das jeweils themenfokussierte «avenir spezial». Regelmässig unterstützt sie auch die Online-Redaktion.*

Simon Hurst *durchforstet als Recherche- und Projektassistent bei Avenir Suisse wirtschaftspolitische Zahlen und Daten, erstellt Präsentationen und Reden und unterstützt die Projektleiter bei Publikationen. Er gelangte 2012 nach dem Studium der Politik- und Verwaltungswissenschaften in Zürich und Bern zu Avenir Suisse.*

Lukas Rühli *widmet sich bei Avenir Suisse vor allem den Themen Föderalismus / Gemeindestrukturen, politische Institutionen sowie den Sozialwerken. Er beschäftigt sich zudem gerne mit Fragen der Datenvisualisierung. Der Ökonom ist seit 2008 bei Avenir Suisse – zuerst als Rechercheassistent, seit 2010 als Projektleiter.*

Marco Salvi *setzt sich als Projektleiter von Avenir Suisse vor allem mit Steuer- und Finanzpolitik auseinander und begleitet die italienischsprachige Website von Avenir Suisse. Daneben macht er als Dozent Studenten der ETH und der Universität Zürich mit der Ökonomie vertraut. Bevor er 2011 zu Avenir Suisse stiess, war er Leiter Kredit- und Immobilienrisiken im Financial Engineering der ZKB.*

Patrik Schellenbauer *legt als Projektleiter von Avenir Suisse die Schwerpunkte auf die Themen Bildung, Verteilung, Arbeits- und Wohnungsmarkt. Als Lehrbeauftragter der ETH Zürich bringt er werdenden Architekten ökonomisches Denken näher. Von 1998 bis 2008 war der Ökonom bei der ZKB tätig, wo er ab 2004 den Bereich Immobilienrisiken leitete. Seit 2009 arbeitet der Vater von zwei Söhnen bei Avenir Suisse.*

Barbara Stolba *recherchiert als Archivarin seit 2009 zuhanden der Journalistinnen und Journalisten der Neuen Zürcher Zeitung. In ihrer täglich erscheinenden Trouvaille auf nzz.ch erzählt sie launige und überraschende Geschichten aus vier Jahrhunderten. Sie ist auch in der Lehrlingsausbildung engagiert und derzeit für Copyright-Fragen zuständig.*

Susanne Stortz *ist als Geschäftsführerin der Förderstiftung von Avenir Suisse für das Fundraising, den Kontakt mit den Förderern und zahlreiche Anlässe des Think-Tanks verantwortlich. Die Juristin, ausgebildete Arts Managerin und Mutter einer Tochter war viele Jahre in der Kulturbranche tätig, zuletzt in der Kunsthalle Zürich. Sie ist seit 2013 bei Avenir Suisse.*

Dieses Buch wäre ohne die Unterstützung des Gosteli-Archivs für die Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung in Worblaufen nicht möglich gewesen. Unser herzlicher Dank im Namen aller Autoren gilt Marthe Gosteli und ihrem Team, die uns nicht nur Inspirationsquelle waren, sondern uns während unseres ganzen Vorhabens mit Rat und Tat zur Seite gestanden sind.

Wir danken überdies allen Institutionen, die uns bei der Recherche behilflich waren, unter anderen der Zentralbibliothek Zürich, dem Universitätsarchiv Bern, dem Schweizerischen Sozialarchiv Zürich, dem Archivio del Moderno Mendrisio, dem Archiv für Agrargeschichte Bern, der Gesellschaft zu Fraumünster Zürich, dem Limmat Verlag Zürich, dem Verlag hier + jetzt Baden, dem Walter-Verlag Meilen, dem Musée international de la Réforme Genf, dem Angelika Kauffmann Museum Schwarzenberg, der Bildagentur Keystone und den zahlreichen Privatpersonen, die zu diesem Buch beigetragen haben.

Die Herausgeberinnen

Elisabeth von Wetzikon
(1235 – 1298)

Marie Dentière
(1495 – 1561)

Anna-Joséphine Dufour-Onofrio
(1817 – 1901)

Suzanne Necker-Curchod
(1737 – 1794)

Pauline Zimmerli-Bäurlin
(1829 – 1914)

Emma Stämpfli-Studer
(1848 – 1930)

Meta von Salis
(1855 – 1929)

Verena C
(1861 – 1

1200 bis 1819 | 1820 | 1830 | 1840 | 1850 | 1860

Marie Grosholtz
(1761 – 1850)

Emilie Kempin-Spyr
(1853 – 1901)

Regula Engel-Egli
(1761 – 1853)

Marie Heim-Vögtlin
(1845 – 1916)

Angelika Kauffmann
(1741 – 1807)

Elise Honegger
(1839 – 1912)

Schweizer Pionierinnen der Gleichberechtigung

Anna Tumarkin
(1875 – 1951)

Sophie Taeuber-Arp
(1889 – 1943)

Iris von Roten
(1917 – 1990)

Ursula Andress
(*1936)

Aline Valangin
(1889 – 1986)

Lily Abegg
(1901 – 1974)

Marthe Gosteli
(*1917)

Flora Ruchat-Roncati
(1937 – 2012)

Conzett
1947)

Gertrud Haemmerli-Schindler
(1893 – 1978)

1870 1880 1890 1900 1910 1920 1930 1940 1950

ri

Anna Mürset
(1887 – 1975)

Gertrud Lutz-Fankhauser
(1911 – 1995)

Heidi Schelbert-Syfrig
(*1934)

Else Züblin-Spiller
(1881 – 1948)

Gilberte Montavon
(1896 – 1957)

Elisabeth Feller
(1910 – 1973)

Augusta Gillabert-Randin
(1869 – 1940)

Marion van Laer-Uhlmann
(1905 – 2004)

ISBN 978-3-03823-928-4

www.nzz-libro.ch